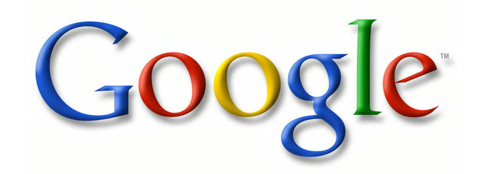
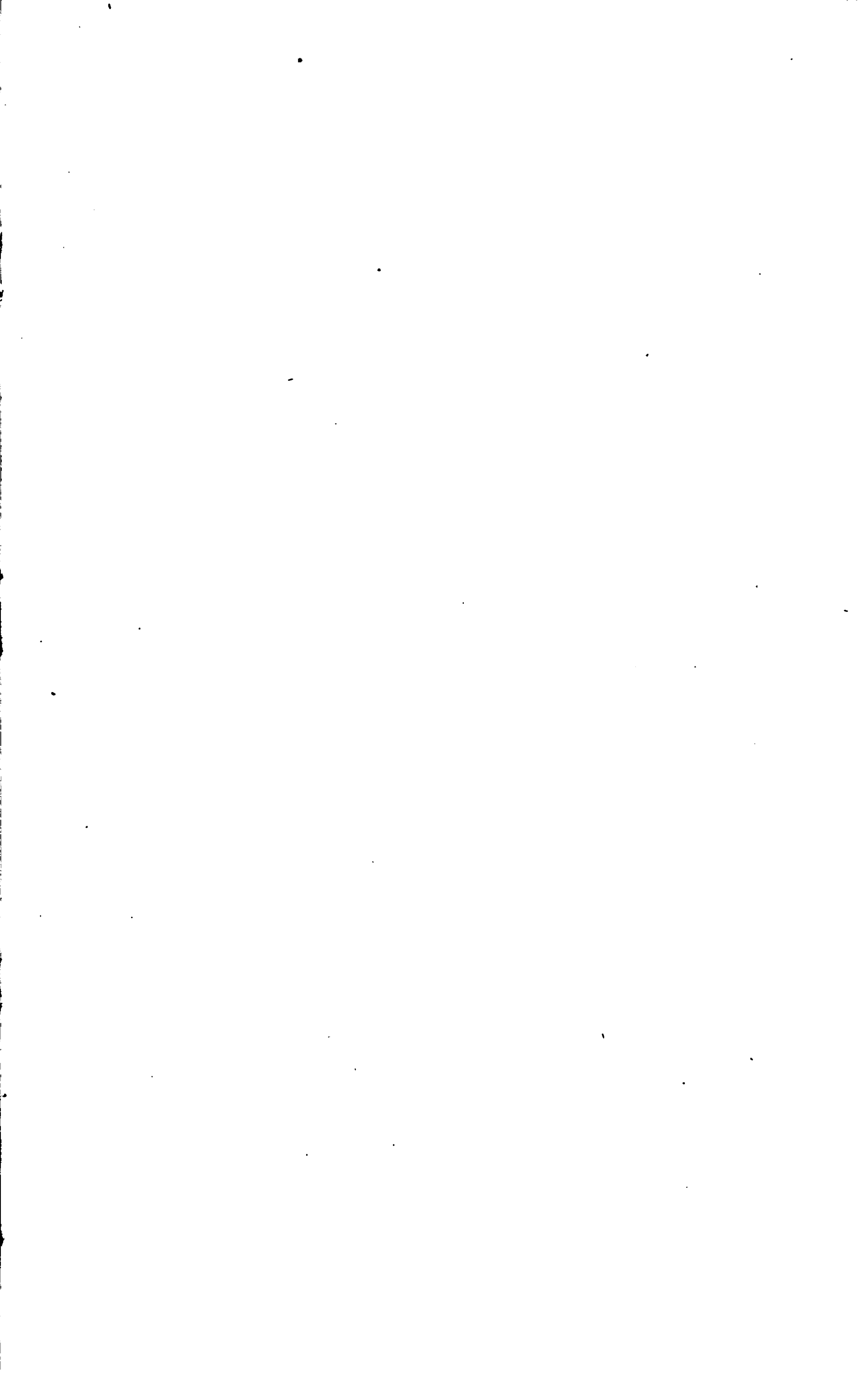
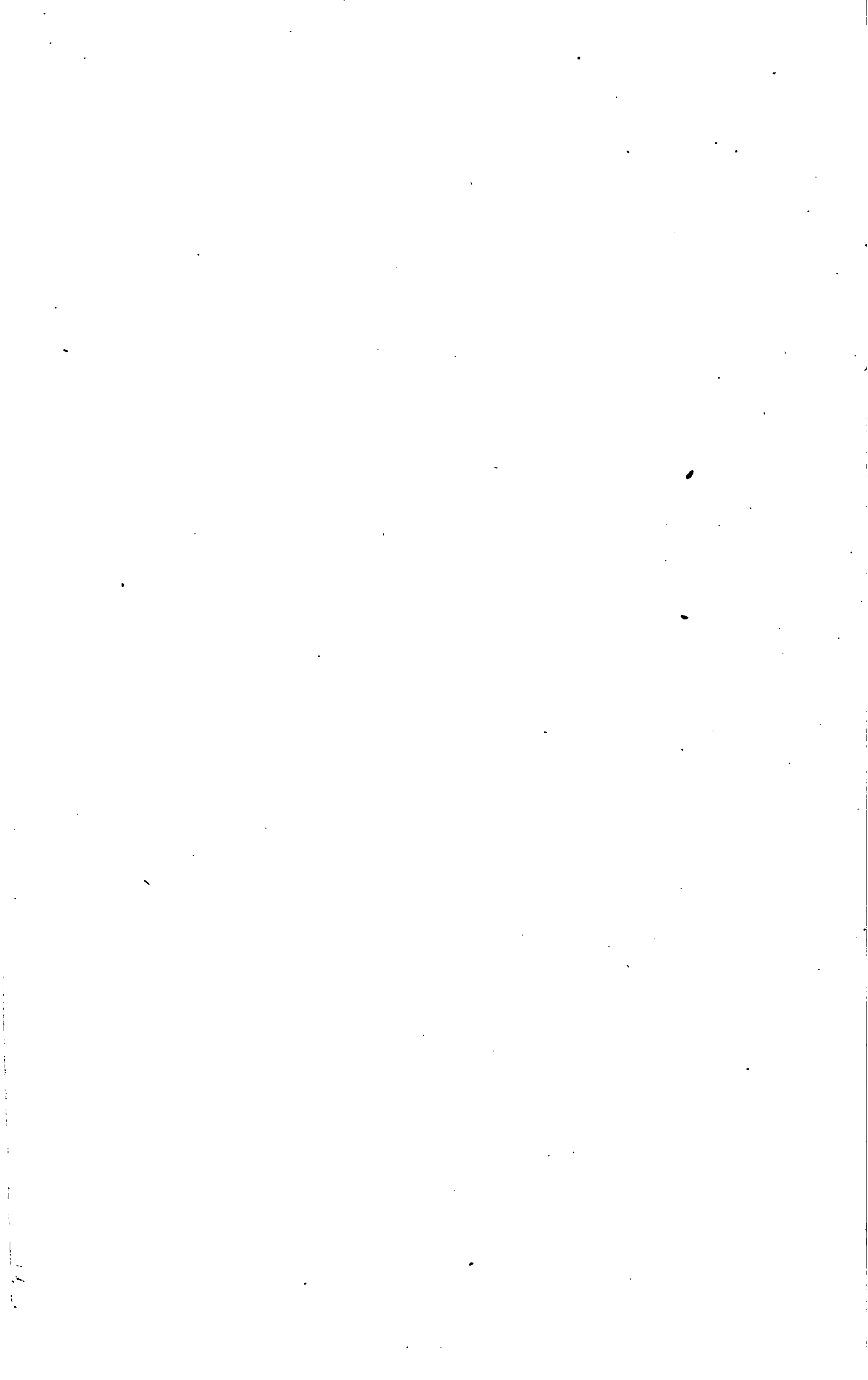



BR
350
F6T8
UC-NRLF
$B 247 216


· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Matthias Flacius Illyricus,

eine Vorlesung

von

Dr. A. Twesten.

Mit autobiographischen Beilagen und einer Abhandlung über Melanchthons Verhalten zum Interim

von

Hermann Rossel.

Berlin,
bei G. Bethge.
1844.

Vorwort.

Nachdem die Urheber und Häupter der Reformation längst Geschichtschreiber gefunden haben, durch welche ihre Thaten und Schicksale, ihr Charakter und ihre Verdienste von allen Seiten hinlänglich beleuchtet worden sind: haben neuerdings auch ihre Gehülfen und Nachfolger den Fleiß der Forscher und die Theilnahme des Publicums auf sich zu ziehen angefangen. Doch wird es wohl noch eine Weile dauern, bis die Reihe an den Flacius kommt, daß die veraltete Biographie desselben von Ritter durch eine Lebensbeschreibung, wie sie dem Oekolampadius, Brenz und Beza zu Theil geworden, ersetzt wird. Seine unbestrittenen Verdienste gehören der gelehrten Theologie an, und haben dem gewöhnlichen Lose derselben nicht entgehen können, von den Meisten vergessen zu werden, nachdem sie durch spätere Leistungen verdunkelt sind; was er für die Erhaltung und Vertheidigung der Evangelischen Lehre und Kirche gethan und gelitten hat, wird nur von Wenigen erkannt; seine Persönlichkeit gehört nicht zu denjenigen, die eine besondere Anziehungskraft üben, und die Partei, die er in den Kämpfen seines Zeitalters ergriffen, so wie die Art, wie er dieselbe vertreten hat, findet gegenwärtig nur geringen oder vielmehr keinen Anklang; giebt es doch kaum einen Mann, welchen der sonst so billige Planck mit so entschiedener Ungunst und Ungerechtigkeit behandelt hat!

Ich will nicht leugnen, daß eben dies für mich ein Antrieb gewesen ist, in einer durch den zu Berlin gebildeten Ver-

ein für wissenschaftliche Vorträge veranlaßten Vorlesung das Andenken des vergessenen und verkannten Mannes zu erneuern, da es zugleich Gelegenheit gab, einen weniger allgemein bekannten, und doch für die Kenntniß der Entwickelung der Evangelischen Kirche und der von ihr zu lösenden Aufgaben höchst wichtigen Theil der Reformationsgeschichte der Betrachtung etwas näher zu rücken. Dieselben Gründe haben mich bestimmt, der Aufforderung zur Herausgabe dieser Vorlesung nachzugeben, so wenig auch die Schranken der ihr vergönnten Zeit und die Rücksicht auf ihre nächste Bestimmung ein tieferes Eingehn oder eine erschöpfende Behandlung der in ihr zur Sprache gebrachten Gegenstände erlaubten. Zum Theil schien aber, was meiner Darstellung fehlte, durch Beifügung einiger wenig zugänglicher Schriften ergänzt werden zu können, in welchen Flacius selbst von sich und seinen Unternehmungen Nachricht gegeben hat. Wenn solche Aufsätze mit der Aufrichtigkeit abgefaßt sind, deren Gepräge sich an den in Rede stehenden, wie mir däucht, nicht verkennen läßt: so haben sie vor jeder, wenn auch noch so geschickten Erzählung eines Andern voraus, daß wir durch sie mit der Wirklichkeit selbst gleichsam unmittelbar in Berührung treten; es ist, als wenn wir einen Mann persönlich kennen lernen, von welchem wir bisher nur gehört haben.

Doch bedurften dieselben, um sie der Theilnahme nicht theologischer Leser näher zu bringen, theils einer neuen Uebersetzung, theils einer Abkürzung mancher Längen und störenden Wiederholungen, die sich der vielschreibende Flacius nicht übel nahm. Dieser hat sich auf mein Ersuchen ein jüngerer theologischer Freund, Herr Rossel, unterzogen, und zugleich einen eigenen Aufsatz hinzugefügt, durch welchen die Begebenheit, die in dem öffentlichen Leben des Flacius das Hauptmoment bildet, der Versuch, der Evangelischen Kirche das modificirte Interim aufzudringen, in das erforderliche Licht gestellt, und namentlich Melanchthons Verhalten in dieser Angelegenheit gerecht und billig gewürdigt wird.

Twesten.

Leben und Wirken des Flacius.

Wenn man den Zustand, in welchem Luther bei seinem Tode, 1546, die Evangelische Kirche hinterließ, mit dem schwachen Anfange der Reformation im Jahre 1517 vergleicht: so muß man über die Wirkung erstaunen, welche in diesen 28 Jahren von ihm und seinen Mitarbeitern ausgegangen war. Aber nicht viel weniger war es, was er den folgenden Generationen zu thun übrig gelassen. Dies gilt nicht bloß von den äußeren Verhältnissen der neuen Kirchengemeinschaft, die weder das Gebiet schon eingenommen hatte, was zu beherrschen ihr beschieden war, noch sich die Anerkennung des Rechts, selbstständig zu bestehen, von ihren Gegnern hatte erringen können; es gilt auch von ihren innern Zuständen, von der Ausbildung, welche Lehre und Verfassung in ihr gewonnen hatte. Allerdings waren nicht nur die Grundsätze, auf welchen diese beruhten, festgestellt und in klaren, kräftigen Bekenntnissen ausgesprochen: sie hatte durch Melanchthon auch eine umfassende, zusammenhängende Glaubenslehre erhalten, und diese im Streit mit ihren Gegnern siegreich behaupten gelernt; sie hatte ihren Gottesdienst geordnet, für Schulen und andere Ge-

meindebedürfnisse gesorgt; fromme Regenten nahmen sich der Landeskirchen an, die Reformatoren halfen mit Rathschlägen und gutachtlichen Belehrungen aus, und bildeten eine Autorität, die in den meisten Fällen genügte. Aber Vieles war doch noch mehr ein Werk der Noth, als daß es der Einsicht des Nothwendigen entsprochen hätte: war mehr eine vorläufige Aushülfe, als eine Abhülfe für die Dauer; Rechte und Pflichten waren nach allen Seiten hin noch unbestimmt, wie viele praktische Fragen noch unentschieden! Und selbst, was die Lehre betrifft, deren Ausbildung unstreitig der der kirchlichen Verfassung vorausgeschritten war, blieb für das eigentliche Fundament der Protestantischen Theologie: Kenntniß der Schrift und der Geschichte, noch Wesentliches zu leisten übrig. Zwar hatte Luther dem Volke die Deutsche Bibel gegeben, und mit Recht konnte gerühmt werden, daß für die Auslegung der heiligen Schrift in den letzten drei Jahrzehenden mehr sei geleistet worden, als in den dreimal drei Jahrhunderten vorher; es fehlte aber noch an der Zurückführung auf feste Grundsätze, ohne welche der Vorwurf nicht zurückgewiesen werden konnte, daß nach Ablehnung der kirchlichen Autorität die Auslegung Sache der Willkühr geworden sei. Zwar waren viele Vorurtheile des Herkommens und der Gewöhnung gefallen, man hatte einen freieren Blick in frühere Zustände zu thun, den Ursprung vieler Misbräuche und Misverständnisse nachzuweisen gelernt; noch aber imponirte die Römische Kirche mit der Behauptung des Alters und der Ursprünglichkeit ihrer Institute mehr, als der Protestantismus begründet finden kann, und es gehörte noch eine tiefer eindringende Kritik, noch eine umfassendere, lebendigere historische Anschauung dazu, um das Recht der Reformation zur allgemeineren Anerkennung zu bringen.

So schwierige Aufgaben zu lösen, hat die auf Luther folgende Generation nicht unrühmliche Anstrengungen gemacht. Wenn diese weder so vollständige Erfolge gehabt, noch eine so dauernde und allgemeine Theilnahme gefunden haben, als sie verdienen dürfte: so liegt der Grund in den harten Kämpfen, in den verworrenen Zuständen, unter welchen sie zu leiden hatte; Zuständen und Kämpfen, welche die edelsten Kräfte absorbirten oder misleiteten, und deren Nachwirkungen die ganze Folgezeit hat empfinden müssen. Denn auch hier gleichen sich die Geschicke der Individuen und ganzer Zeiten oder größerer Gemeinschaften. So gewiß es ist, daß eben im Kampfe oft die jugendliche Kraft erstarkt und ihren innern Reichthum zu entfalten angeregt wird: so giebt es doch auch Umstände so ungünstiger Art, daß dadurch die freie, gleichmäßige Entwickelung, wenn nicht gänzlich gestört, doch gehemmt und verkümmert werden muß, und auch in edleren Seelen nie ganz verlöschende Spuren zurückbleiben. Glücklichere Menschen und Zeiten sind hier leicht ungerecht; sie fühlen sich abgestoßen oder zum Unwillen gereizt, wo sie den Ernst der Anstrengung ehren und Nachsicht üben sollten, auch wenn sie zum Theil des Ziels verfehlt. Dies glaube ich auch für den Mann in Anspruch nehmen zu dürfen, von dessen Arbeiten und Schicksalen ich eine gedrängte Uebersicht zu geben mir vorgenommen habe, weil sie uns am besten die Zeit vergegenwärtigen können, in deren Bestrebungen und Erlebungen er aufs tiefste verflochten war.

Matthias Flacich, mit latinisirter Endung Flacius, von seinem Vaterlande Illyricus genannt, war 1520 zu Albona, südöstlich von Triest, damals Venetianischen Gebietes, geboren. Nach einer sorgfältigen Erziehung, die sein früh verstorbener Vater

selbst begonnen hatte, wurde er zu seiner weitern Ausbildung im siebzehnten Jahre nach Venedig geschickt. Liebe zur Wissenschaft und ein herzliches Verlangen, durch sie der Kirche zu dienen, erfüllte seine jugendliche Seele so ganz, daß er keinen andern Trieb empfand, als ihr in frommer Stille sein Leben widmen zu können. Er wandte sich daher an einen Verwandten, der Provincial der Minoriten war, mit der Bitte, ihn in den Orden aufzunehmen, und ihm zur Fortsetzung seiner Studien eine Stelle in einem Kloster zu Padua oder Bologna anzuweisen. Jener schien seinem Wunsche Beifall zu geben; wie er den Jüngling aber näher kennen gelernt und sich von dem Ernste seiner Gesinnung überzeugt hatte, eröffnete er ihm, daß die wahre Schule der Theologie nicht in Italiens Klöstern, sondern in Deutschland sei, indem er ihm zugleich einige Schriften Luthers mittheilte. Der Eindruck, den diese auf ihn machten, wurde gewiß durch den Ton fester Ueberzeugung mächtig gehoben, die aus dem Verwandten sprach, und welche dieser später als Märtyrer der Evangelischen Wahrheit, für die er nach zwanzigjährigem Gefängniß sein Leben ließ, bewährte. In seinem neunzehnten Jahre riß sich Flacius von seinen unzufriedenen Angehörigen los, und machte sich mit geringer Zehrung nach Augsburg auf den Weg. Ihm wurde gerathen, sich nach Basel zu begeben, wo er an dem gelehrten Grynäus einen väterlichen Freund und Lehrer fand. Doch scheint die Deutsche Reformation seinen Geist mehr angezogen zu haben als die Schweizerische. Er ging daher nach Tübingen, dann, 1541, nach Wittenberg, um Luther und Melanchthon selbst zu hören, während er sich seinen Unterhalt durch Unterricht im Griechischen und Hebräischen erwarb. Inzwischen aber erfuhr er, daß es sich nicht bloß um eine neue Lehre, nicht bloß um die

Aufklärung des Verstandes, um die Erweiterung und Berichtigung der Erkenntniß handle; das Evangelium erwies sich an ihm in Wahrheit als ein lebendiges, kräftiges Gotteswort, durchdringend bis ins innere Mark des Lebens, ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Der Frieden des Gewissens, die innere Ruhe und Freudigkeit, in der ihm seine Jugend verflossen war, schien tief erschüttert, ja gänzlich untergraben; nicht daß er an der Wahrheit irre geworden wäre, aber das Gefühl der Sündhaftigkeit war ihm mit allen seinen Schrecken aufgegangen; er glaubte ein verlorner, von Gott verworfner Mensch zu sein, er verzweifelte an der Möglichkeit, von ihm zu Gnaden angenommen zu werden. Drei Jahre dauerte dieser Zustand, der ihn nicht selten bis zum Gedanken des Selbstmords trieb. Dabei lebte er fremd, von Freunden und Verwandten getrennt, kaum noch der Landessprache mächtig, in düsterer Einsamkeit hin, sich Keinem zu eröffnen wagend. Mitleidig sah der Diakonus Backofen, bei dem er wohnte, den sich in seinen Zügen ausdrückenden Gram, seine immer mehr verfallende Gesundheit; er drang ihm endlich sein Geheimniß ab, führte ihn zu Bugenhagen, dieser zu Luther. Hier war er an den rechten Arzt gekommen. Dieselben Kämpfe waren es ja, durch die auch Luther hindurch gegangen, in denen er zum Reformator gereift war; wer hätte ihn kräftiger aufrichten können? Nicht für einen Verworfenen, tröstete er ihn, nur für einen schwer Versuchten habe er sich zu halten; eben solche Versuchungen machten den erfahrenen Christen, den rechten Theologen; eben hier gelte es, mit fester Zuversicht den Glauben zu ergreifen, der den Sünder rechtfertige. Flacius erfuhr an sich die Kraft des Evangeliums, wie Luther es verkündete. Allmählig gewann er wieder Ruhe und Freudigkeit, mit

ihr jene felsenfeste Ueberzeugung von Luthers Lehre, die ihn bereitwillig machte, zu ihrer Behauptung und Vertheidigung alle Kräfte aufzubieten, kein Opfer zu scheuen. Wir haben hierin den Schlüssel seines ganzen Lebens, den ein übel verstandener Pragmatismus, durch die Schmähungen seiner Gegner verleitet und einem solchen Gemüthe zu fremd, um sich ganz hinein versetzen zu können, zum Theil in Motiven hat finden wollen, deren Ungrund dem Unbefangenen nicht sollte entgehen können.

Mit seinem Seelenzustande gewann auch seine äußere Lage eine andere Gestalt. Was man von jenem erfahren, hatte die Theilnahme für ihn geweckt; man wurde aufmerksam auf seine Kenntnisse und Talente; 1544 wurde ihm die Professur der Hebräischen Sprache an der Universität zu Wittenberg übertragen; das Jahr darauf trat er in die Ehe; noch in höherem Alter freute er sich der Erinnerung, daß Luther seine Hochzeit durch seine Gegenwart geehrt habe. So schien er bald genug das Ziel eines sorgenfreien und ehrenvollen Lebensberufes erreicht zu haben, als der Schmalkaldische Krieg auch für ihn Umstände herbeiführte, wodurch die Aussicht auf ruhiges Lebensglück für immer zerstört ward. Zwar dauerte die Auflösung der Universität, die nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg erfolgte, nach welcher sich auch Wittenberg dem Kaiser ergeben mußte, nicht lange; der neue Landesherr, der für seinen Beistand gegen die eigenen Glaubensgenossen mit der Churwürde belohnte Herzog Moritz, rief die zerstreuten Professoren zu erneuerter Lehrthätigkeit zurück. Aber dem betrübenden Schauspiel, daß Protestantische Fürsten die Waffen, durch die sie den gemeinsamen Feind hätten abwehren können und sollen, gegen einander kehrten, folg-

ten andere Zerwürfnisse, die erst nach langer Zeit nur unvollkommen haben geschlichtet werden können.

Der siegreiche Kaiser glaubte die Beilegung des Religionszwistes, die bisher auf dem Wege der Verhandlung nicht hatte gelingen wollen, nunmehr durchsetzen zu können, indem er von seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit Gebrauch machte. Er ließ auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 eine Erklärung publiciren, wie es der Religion halber im Reiche bis zum Austrag des Concils gehalten werden sollte, gewöhnlich das Interim genannt. Alle, die aufrichtig der Lehre Luthers ergeben waren, mußten sich dadurch aufs tiefste verletzt fühlen; was ihnen angemuthet wurde, war nicht viel weniger als die Rückkehr zu allem, was in Lehre, Gottesdienst und Verfassung ihren theuersten Ueberzeugungen widersprach. Dem Kaiser aber war es voller Ernst, das Gesetz zur Ausführung zu bringen; in Oberdeutschland und bei den schwächern Reichsständen, namentlich den Städten, durch Gewalt; bei den mächtigeren Fürsten des nördlichen Deutschlands durch immer dringendere Mahnungen an die Pflichten des Gehorsams oder, bei Moritz, der Dankbarkeit. Letzterer, im Gedränge zwischen dem Verlangen des Kaisers und der Stimmung seiner Unterthanen, hätte diese gern fügsamer gefunden, um jenem nach- oder doch näher zu kommen. Dazu gab es kein besseres Mittel als Melanchthons vielgeltende Autorität. Ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen, wurde Alles angewandt, und Melanchthon, an sich einer gewissen Strenge und Schärfe abhold und den Motiven der für den Frieden und die Sicherheit der Evangelischen Kirche zu fürchtenden Gefahren leicht zugänglich, war der Lage, in die er sich versetzt sah, da ihm ein Vorkämpfer von Luthers Entschiedenheit und Glaubensmuthe fehlte,

nicht ganz gewachsen. Zwar das Interim, so wie es lautete, anzunehmen, fand er mit seinem Gewissen nicht vereinbar; aber nach mancherlei Verhandlungen ließ er sich bereitwillig finden, zu einer andern Formel seine Zustimmung zu geben, dem sogenannten kleinen oder Leipziger Interim, wodurch man meinte den Kaiser befriedigen zu können, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, indem man nur in gewissen gleichgültigen Dingen, in adiaphoris, nachgäbe.

Während dieser Verhandlungen war Wittenberg, Sachsen, das ganze Evangelische Deutschland in der höchsten Spannung; denn allgemein betrachtete man Nachgiebigkeit gegen das Interim als Verrath an der Wahrheit, kaum durch den unmittelbarsten Zwang, wie ihn die oberländischen Städte erfahren hatten, entschuldbar. Vielleicht litt Niemand hierbei mehr als Flacius. Das Theuerste hatte er verlassen, um in fremdem Lande dem Licht des Evangeliums nachzugehn; er hatte es erkannt und seine göttliche Kraft erfahren; und nun sollte er erleben, daß die kostbare Perle beim ersten Angriff preisgegeben werde? und doch, was sollte er thun, fremd, jung, ohne Ansehn, besonders einem Melanchthon gegenüber? Er ging zu allen umher, die auf den Gang der Sache Einfluß haben konnten; er redete ihnen zu, beschwor sie, treu und standhaft zu bleiben; in höchster Spannung folgte er den Verhandlungen, so weit sie denen bekannt wurden, die nicht mit ins Geheimniß gezogen waren; wie freute er sich, da ihm das Gutachten zu Händen kam, worin Melanchthon sich gegen das Augsburgische Interim erklärt hatte; er stand nicht an es zur Ermuthigung und Belehrung der Aengstlichen und Unsicheren drucken zu lassen; ließ dann auch, ohne seinen Namen, einige eigene Schriftchen zur Leitung der öffentlichen Stimme

folgen. Wie aber Alles vergebens war, wie das Leipziger Interim bekannt, wie hie und da der Gottesdienst demselben gemäß geändert wurde, wie ähnliche Aenderungen auch in Wittenberg bevorzustehen schienen: da konnte er es nicht länger ertragen, er riß sich los von seiner Frau, die ihrer nahen Entbindung entgegensah, er suchte die gleichdenkenden Theologen in Braunschweig und Hamburg auf, um mit ihnen Rath zu pflegen, er begab sich endlich nach Magdeburg, als der einzigen Stadt, wo noch die Druckerpresse frei war, um wider das Interim wenigstens zu schreiben. Aber Magdeburg war in die Reichsacht gethan, und sah sich bald von Churfürst Moritz eingeschlossen, um es dem Kaiser zu unterwerfen. Ueber ein Jahr dauerte die harte Belagerung; den Muth der Bedrängten suchte Flacius, da er zu predigen der Sprache noch nicht mächtig genug war, durch Schriften aufrecht zu halten, und zugleich die Sache derer, die sich dem großen wie dem kleinen Interim widersetzten, zu verfechten; mehrmals wurde seine Wohnung von den in die Stadt geworfenen Bomben getroffen; die Feinde drohten ihm mit dem Strange, wenn sie hineinkämen; die Aussicht auf den Sieg der guten Sache schien immer mehr zu schwinden; oft, schreibt er, sehnte er sich mit seinem Söhnchen vereint zu sein, was ihm inzwischen geboren, aber bevor er es an sein Herz hatte drücken können, wieder gestorben war. Indeß, als endlich sich die Stadt ergeben mußte, hatte Moritz seine Politik geändert; unerwartet wandte er seine Waffen gegen den Kaiser, und erzwang im Passauer Vertrage für die Evangelischen die Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes; die Gefahr des Interims war glücklich abgewendet, und Flacius fand sich für die ertragenen Beschwerden und Entbehrungen, Gefahren und Sorgen durch den Ruhm

belohnt, das reine Evangelium muthig vertreten und dadurch zur Erhaltung desselben wesentlich beigetragen zu haben. Denn wer mag behaupten, daß Moritz sich zum Angriff auf den Kaiser entschlossen haben würde, wenn er nicht durch die Unmöglichkeit, auf dem bisherigen Wege die ihm zur Behauptung seiner Stellung und zur Ausführung seiner Pläne unentbehrliche Zustimmung der Protestantischen Parthei und seiner eignen Unterthanen zu gewinnen, dazu genöthigt worden wäre? Würde aber, nachdem der Rath und Vorgang der Wittenberger Schule die Gewissen beschwichtigt hatte, die Furcht vor dem Kaiser, die Rücksicht auf die Gunst des Hofes, der Gedanke an den der Obrigkeit schuldigen Gehorsam, verbunden mit den bereits eingeleiteten und noch zu erwartenden Maaßregeln, den Widerstand nicht allmählig beseitigt und die Ergebung in das Unvermeidliche als Pflicht haben erscheinen lassen: wenn nicht, und zwar von Wittenberg selbst aus, eine Stimme, wie die des Flacius, das anfängliche bange Schweigen unterbrochen, die Gefahr des Abfalls aufgedeckt, die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines treuen Bekenntnisses dargethan, den Bedenken, die sich in Vieler Herzen regten, einen klaren und entschiedenen Ausdruck geliehen hätte? Und hätte es in Melanchthons oder seiner Schüler Macht gestanden, die Gränze der Nachgiebigkeit inne zu halten, bis zu der sie sich im Leipziger Interim hatten fortziehen lassen? Entbehrte nicht selbst das Augsburger Interim der Zustimmung der Römisch-Katholischen Parthei? Forderte nicht der Kaiser die Unterwerfung unter die Beschlüsse des Tridentinischen Concils, und würde er diese, nachdem der erste Widerstand gebrochen, nicht durch die gleichen Mittel durchzusetzen, wer weiß mit welchem Erfolge, versucht haben? Es giebt Fälle, wo ein Geringes den Ausschlag

giebt, ob ein Schiff sinken oder über dem Wasser erhalten werden wird;*) in ähnlichen Lagen der Gesellschaft ist es ein Großes um einen Mann von der Festigkeit, der Entschlossenheit, selbst der Rücksichtslosigkeit eines Flacius.

Dies wurde Anfangs auch überall anerkannt, — außer in Wittenberg. Die Wittenberger Theologen fühlten sich zu tief gekränkt, um dem Flacius und seinen Freunden das Zugeständniß zu machen, daß sie mit Recht gegen sie in die Schranken getreten wären; sie waren sich ihrer guten Absicht zu sehr bewußt, um nicht zu glauben, für ihre wenn auch zu große Nachgiebigkeit Entschuldigung zu verdienen. Dagegen fanden diejenigen, die um der Reinheit der Evangelischen Lehre willen gelitten oder große Gefahren bestanden hatten, es unerträglich, daß jene nicht wenigstens durch reuiges Bekenntniß ihres Unrechts das gegebene Aergerniß wieder gut machen, und durch öffentliche Anerkennung strengerer Grundsätze einer Wiederholung desselben vorbeugen wollten. Statt also das einmal Geschehene in Vergessenheit zu begraben, wurde es immer von Neuem wieder Anlaß zu gegenseitigen Angriffen. Das geringere Uebel dabei war die Gereiztheit und Erbitterung der Streitenden. Weit größern Nachtheil brachte es der Gesammtheit, daß das Ansehn, welches die Wittenbergische Schule bisher in der ganzen Protestantischen Kirche ausgeübt hatte, und welches zur Erhaltung der Einigkeit so wichtig gewesen war, dadurch untergraben, und daß sie selbst verdächtig wurde, von Luthers reiner Lehre abgewichen zu sein. Allerdings hatten manche bei den Interimsverhandlungen vorgekommene Aeußerungen, die besonders anstößig gefunden waren,

*) Lichtenbergs Schriften V. S. 430.

ihren Grund nicht in einer Verleugnung der eigenen Ueberzeugung zu Gunsten der Gegner, sondern in kleinen Abweichungen von der ursprünglich Lutherischen Auffassung gewisser Lehren selbst; allerdings hatte Melanchthon in einigen Stücken seine eigenthümliche Lehrweise, indem er namentlich gewisse zu schroff und misverständlich klingende Formeln zu mildern suchte. Einige Schüler gingen weiter; sie gebrauchten Sätze und Ausdrücke, die geradezu den Lutherischen entgegen zu sein und sich den Römisch-Katholischen Lehrbestimmungen auf eine bedenkliche Weise zu nähern schienen. Hatte nun auch Melanchthon nicht bloß in Chursachsen, sondern in allen Protestantischen Ländern Anhänger, die ihn als ihren gemeinsamen praeceptor verehrten: so war doch in den meisten Gegenden, besonders Norddeutschlands und in Würtenberg, Luthers Ansehn zu groß, bei den namhaftesten Theologen die Ueberzeugung von der Schriftmäßigkeit seiner Lehre zu fest, dazu der Gegensatz gegen die Römisch-Katholische Auffassung zu lebendig und die Verwandtschaft mit den Interimistischen Aeußerungen zu verdächtig, als daß nicht solche Abweichungen mit dem größten Misfallen hätten bemerkt werden und den lebhaftesten Widerspruch hervorrufen sollen. So entstand eine Streitigkeit nach der andern, alle mit der größten Heftigkeit geführt. Flacius konnte schon vermöge der Stellung, die er nunmehr eingenommen hatte, nicht umhin, sich dabei zu betheiligen; nicht weniger aber trieb ihn seine Gesinnung und ganze Geistesrichtung, überall, wo es den ursprünglich Lutherischen Lehrbegriff gegen seine Gegner, außerhalb oder innerhalb der Evangelischen Kirche, zu vertheidigen galt, als einer der Hauptkämpfer voran zu treten. In der That ist seine polemische Thätigkeit so groß, sind die Streitschriften, die er in allen Abschnitten seines Lebens

abfaßte, so zahlreich und umfassend, daß man meinen sollte, sie hätten alle seine Zeit und Kräfte erschöpfen müssen. Was man ihm dabei mit Recht vorzuwerfen scheint, ist die Härte und Bitterkeit, mit der er selbst eines Melanchthon nicht schonte. Man darf aber nicht vergessen, daß auch er nicht geschont wurde; mit Grund konnte er behaupten, daß, wenn man seine Streitschriften mit den Spott- und Schmähschriften vergleiche, welche von Wittenberg gegen ihn ausgingen, man seine Erwiederungen gemäßigt finden müsse, wenigstens in so fern, als sie sich streng an die Sache halten, nicht an die Aeußerlichkeiten der Persönlichkeit, und, wenn auch von Leidenschaftlichkeit nicht frei, doch durch den Ton, den sie behaupten, Zeugniß geben, daß er durch sein Gewissen gedrungen zu sein glaubte, die theuer erkämpfte Wahrheit gegen die ihr von Neuem drohenden Verderbnisse in Schutz zu nehmen. Auch ist er nie der Versuchung erlegen, der in Zeiten großer Partheiungen nur Wenige entgehn, um des gemeinschaftlichen Gegners willen mit Solchen gemeinschaftliche Sache zu machen, mit denen man sonst nicht einverstanden sein kann; vielmehr als Osiander, der bei Gelegenheit des Interim denselben Grundsätzen, wie er, gefolgt war, unter heftigen Angriffen auf Melanchthon und die Wittenberger Universität eine abweichende Rechtfertigungslehre aufstellte, ließ Flacius sich nicht abhalten, mit allem Nachdruck gegen ihn aufzutreten; und überhaupt wird man, je gründlicher und unpartheiischer man die von ihm geübte Polemik untersucht und mit dem Verfahren Anderer vergleicht, die in ähnlichen, religiösen oder politischen, Kämpfen begriffen waren, um so entschiedener urtheilen müssen, daß der Charakter derselben zwar scharf, herbe, rücksichtslos, aber aufrichtig, fest, gerade, in sofern durchaus ehrenhaft, daß er, mit Lessing zu reden,

oft ungesittet, nicht unsittlich war; man wird ihm häufig Unrecht geben, ihn tadeln, sich über ihn ärgern, man wird ihm seine Achtung nicht versagen können. Doch werden wir bei Weitem höher an ihm schätzen, daß seine polemischen Arbeiten ihn nicht abhielten, seine Kräfte auf andere, größere Werke zu richten, durch welche er sich dauernde Verdienste um die Evangelische Theologie und Kirche erwarb, die nur von der Befangenheit seiner Wittenberger Gegner bezweifelt oder bespöttelt werden konnten.

Bald nach der Befreiung Magdeburgs unternahm er zwei Werke, die in der Kirchengeschichte Epoche machen. Die Anregung dazu kam ihm allerdings auch von der Aufgabe, gewisse Angriffe der Römischen Kirche zurückzuweisen. Bekanntlich ist ein Hauptargument derselben gegen die Evangelische die vermeinte Neuheit der letzteren. Wo ist, frägt jene, vor Luther die Lutherische Kirche gewesen? ist sie aber erst mit Luther entstanden, so kann sie nicht die wahre Kirche Christi sein, der es wesentlich ist, von ihrer Stiftung an ununterbrochen bis an das Ende der Welt zu dauern. Die Evangelischen antworten: überall ist unsere Kirche gewesen, wo Jemand die Lehre der Apostel rein bekannt und allein in Christo denjenigen gefunden hat, der uns von Gott zur Weisheit und Gerechtigkeit gemacht ist. Denn wie zu des Elias Zeiten Gott siebentausend übrig gelassen, die ihre Kniee vor dem Baal nicht beugten, und wie diese das wahre Israel ausmachten, nicht die große Masse des Volks sammt seinen Königen und Priestern, welche den falschen Göttern huldigten: so hat es auch unter den Christen zu allen Zeiten Zeugen der Wahrheit gegeben, die sich den Irrthümern und Verderbnissen, zu welchen sich die Masse fortreißen ließ, widersetzt, und so das göttliche Feuer vor dem Erlöschen bewahrt haben, bis es durch die

Reformatoren wieder zur hellen Flamme angefacht worden ist. Worauf es nun aber ankam, war die historische Nachweisung, daß dies nicht bloß eine unbegründete Voraussetzung sei, daß es wirklich, und zwar nicht bloß einzelne, sondern eine Reihe von solchen Zeugen der Wahrheit gegeben habe. Diese lieferte Flacius in einem Werke: Catalogus testium veritatis, Verzeichniß der Zeugen der Wahrheit; einem Werk von ungemein schwieriger Ausführung zu einer Zeit, wo so viele Schriftsteller noch nicht einmal gedruckt, viel weniger durchforscht und ausgezogen waren, welches ihn daher nicht bloß große Studien, sondern auch Reisen und Nachforschungen kostete, um die zum Theil in den Winkeln der Klöster versteckten Handschriften und Urkunden aufzufinden und für seinen Zweck zu benutzen. Um so wichtiger war aber auch das Resultat, da sich herausstellte, wie jene als neu und unerhört verrufenen Lehren der Reformatoren sich in den gesammelten Aussprüchen der größten Kirchenlehrer, der frommsten Bekenner, der erleuchtetsten Glaubenshelden aller Jahrhunderte wiederfanden. Es war, als wenn jene unsichtbare Gemeinde der tiefsten, edelsten Geister, die von Anfang an das Licht der Welt, das Salz der Erde gewesen waren, Sprache gefunden hätten, um die Bekenner der Evangelischen Lehre als ihre Glaubensbrüder zu begrüßen.

Dies führte aber zu einem weit größern Unternehmen, der Abfassung einer Kirchengeschichte, wie damals die Welt noch keine gesehen hatte. Wer damals überhaupt von der Kirchengeschichte Kenntniß nahm, — was selten genug und meist nur zu polemischen Zwecken geschah, — mußte sich mit Darstellungen behelfen, die gewöhnlich nur das Aeußerliche in ziemlich dürftiger Weise, ohne Unterscheidung des Zuverlässigen und Zweifelhaften, des

Wichtigen und Unbedeutenden, ohne Entwickelung des Zusammenhangs, ohne Ueberblick und Sinn für die Erforschung der Ursachen und Folgen enthielten. Flacius entwarf einen Plan, so voll Einsicht von den Mängeln der vorhandenen und der Aufgabe einer wahren Geschichte, wie sie damals, in Beziehung auf die Begebenheiten der Vergangenheit überhaupt nur Wenige, in Betreff der Kirchengeschichte noch Niemand dargelegt hatte. In jedem Jahrhundert sollte, nach einer Uebersicht des Ganzen, die Ausbreitung der Kirche nebst ihren äußern Schicksalen, die Entwickelung der Lehre, so wie der Abweichungen von derselben, die Gestaltung des Gottesdienstes und der Kirchenverfassung nebst dem Verhältnisse zum Staat, die Streitigkeiten und die zur Beilegung derselben gehaltenen Kirchenversammlungen, die Schicksale, Handlungen, Schriften der merkwürdigsten Personen, die wichtigsten Veränderungen auf dem Gebiete der nicht christlichen Religionen und der politischen Geschichte, wahrhaft und ausführlich geschildert werden; ein Plan, der im Wesentlichen noch immer, auch bei so weit fortgeschrittener historischer Kunst, den Bearbeitungen der Kirchengeschichte, welche mehr als Annalen sein wollen, zum Grunde liegt. Wie hätten aber die Kräfte eines Einzelnen einem solchen Werke gewachsen sein können? Durchdrungen, wie er war, von der Nothwendigkeit der Aufgabe, entwickelte er das seltene Talent, eine Menge von Personen für das Unternehmen zu begeistern und zur gemeinschaftlichen Arbeit zu verbinden. Zunächst wählte er einige einsichtige und arbeitsame Gehülfen, (namentlich die damaligen Magdeburgischen Prediger Wigand und Judex;) dann nahmen sie eine Anzahl von Mitarbeitern an, unter welchen die Geschäfte des Excerpirens und was sonst mehr Fleiß als Urtheil und Darstellungsgabe erforderte,

vertheilt wurden; Einer wurde ausgeschickt, um überall auf den Bibliotheken den Quellen nachzuspüren; zur Bestreitung der Kosten wußte man einige Fürsten und vermögende Privatpersonen zu gewinnen; Flacius war die Seele des Ganzen, selbst da er später durch seine Lage genöthigt wurde, die Ausführung größtentheils den Genossen zu überlassen; wie er mit diesen zerfiel, stockte das ganze Unternehmen. Bis dahin erschienen nach und nach dreizehn Folianten der sogenannten Magdeburger Centurien, in welchen die Geschichte von dreizehn Jahrhunderten abgehandelt wurde, mit so viel Einsicht, Sorgfalt, besonders mit so freier und gesunder Kritik, daß sie lange unerreicht geblieben sind, und daß selbst die Annalen, die 30 Jahre später der Cardinal Baronius ihnen entgegenzusetzen anfing, an welchen dieser in sorgenfreier Muße, in ungehindertem Gebrauche des Reichthums der Bibliotheken und des päpstlichen Archivs, unter dem Rath und Beistand seiner gelehrtesten Glaubensgenossen 30 Jahre arbeitete, doch in vielen Stücken nur das Verdienst der Magdeburger Centurien in ein noch helleres Licht zu setzen dienen.

Mit Ausarbeitung der ersten Theile war Flacius noch beschäftigt, als ihn der Herzog Johann Friedrich, der den von seinem Vater, dem vormaligen Churfürsten Johann Friedrich gefaßten Plan zur Stiftung einer neuen Universität in Jena zur Ausführung brachte, im Jahre 1557 zur Uebernahme einer Professur dorthin berief. So schien sich ihm denn wieder die Aussicht zu einer ruhigen amtlichen Stellung zu eröffnen; sie führte aber neue Kämpfe herbei, in deren Folge sie bald wieder ihre Endschaft nahm.

Es brachte nämlich die Natur der Verhältnisse mit sich, daß eben Jena ein neuer Mittelpunkt des Kampfes der streng-Luthe-

rischen Lehrform wider die Wittenberger Schule werden mußte. Nirgends hatte das Interim weniger Eingang finden können als in Thüringen. Obwohl in des Kaisers Gewalt, hatte doch der gefangene Churfürst verschmäht, durch Nachgiebigkeit in diesem Punkte Erleichterung seiner Lage zu erkaufen; das edle Beispiel hatte auf das ganze Protestantische Deutschland mächtig eingewirkt, am meisten auf sein eigenes Land und die Herzöge, seine Söhne. Der Unwille über das entgegengesetzte Verhalten, welches in Chursachsen beobachtet und durch die Wittenberger Theologen genehmigt worden war, erhielt einen nicht geringen Zuwachs durch das Gefühl der durch den Churfürsten Moritz erlittenen Beeinträchtigung; selbst in Melanchthons und einiger seiner Collegen Benehmen fand man Grund sich gekränkt zu fühlen, indem sie ihres alten Landesherrn und Wohlthäters zu bald vergessen und sich dem neuen Regimente zugewendet zu haben schienen. Der Plan zu der neuen Universität ging an sich von dem Gedanken aus, in ihr für das verlorene Wittenberg einen Ersatz zu finden; das Bestreben, mit Wittenberg zu wetteifern, und ihm den Ruhm, Mittelpunkt der Evangelischen Theologie zu sein, zu entreißen, war ihr daher gleichsam angeboren. Es war also natürlich, daß eben sie sich zur Vertreterin von Luthers ursprünglicher Lehre gegen alle Abweichungen, besonders die der Wittenberger Theologen, berufen fand. Dem entsprach auch die Anstellung des Flacius, als Hauptes der Parthei, welche der Schule Melanchthons gegenüber stand.

Wie nachtheilig diese immer heftiger erneuerten Streitigkeiten für die gemeinsame Sache des Protestantismus waren, sprang in die Augen. Nicht selten gingen daraus die ärgerlichsten Auftritte hervor. Mit Schadenfreude wiesen die Gegner auf diesen

Zwiespalt hin, als einen Beweis, wie den Protestanten mit der Trennung von der Römischen auch das wesentlichste Merkmal der wahren Kirche, die Einheit, verloren gegangen sei. Schon fing man an, selbst die Gültigkeit des Religionsfriedens für diejenigen in Zweifel zu ziehn, die von ihren eigenen Glaubensgenossen des Abfalls von der Augsburgischen Confession bezüchtigt wurden. Man gab sich unsägliche Mühe, die Einigkeit wieder herzustellen; aber leider waren die Begriffe von dem, was zur Einheit der Kirche gehöre und zur rechten Einigkeit führe, gar zu verschieden.

Noch immer ist es eins der schwierigsten Probleme, die rechte Mitte zu bestimmen zwischen dem Indifferentismus, dem alle Meinungen gleich sind, weil keine in seinen Augen werth ist sich um ihretwillen zu beunruhigen, und dem Zelotismus, der in jeder Abweichung von der vermeinten Wahrheit sich den Abgrund des Verderbens öffnen sieht; die wahre Toleranz, die edle Liberalität des Urtheils, mit einer festen Ueberzeugung von dem, was wahr und heilsam ist, zu verbinden. Es hat langer Vorbereitungen bedurft, ehe sich die Einsicht hat bilden können, daß starre Einförmigkeit so wenig auf dem Gebiete des religiösen als auf dem des physischen Lebens in der göttlichen Absicht gelegen haben kann, und daß, innerhalb gewisser durch den Zweck der religiösen Gemeinschaft bestimmter Gränzen, der freien Entwickelung der Eigenthümlichkeit Raum gelassen werden muß. Diese Einsicht, vielleicht auch jetzt noch selten genug, konnte im sechszehnten Jahrhundert nicht vorhanden sein. Wohl gaben Einige, namentlich Melanchthon, den Rath: die wesentlichsten Lehrpunkte und Lehrformeln in möglichst biblischen Ausdrücken festzusetzen, dann aber den weitern Streit und das gegenseitige Verdammen zu unter-

sagen. Dies konnte aber dem Charakter von Männern, die an die Behauptung der reinen Lehre ihre ganze Existenz gesetzt hatten und jeden Augenblick zu setzen bereit waren, nicht genügen; sie forderten, wo sich ein Streit erhoben hatte, Entscheidung, für das, was sich als Wahrheit herausstellte, möglichst scharfe und unzweideutige Bestimmungen; für das, was als Irrthum erkannt war, ausdrückliche Verwerfung; nur so könne eine wahre Einigkeit der Kirche erzielt, nur so dieselbe vor dem Eindringen der Irrlehren bewahrt werden. So dachte Flacius; in diesem Sinne beschloß Herzog Johann Friedrich das Ideal einer rein Lutherischen Kirche in seinem Lande zu verwirklichen. Daher ging er bereitwillig auf den Rath ein, eine Schrift entwerfen und in seinem Namen publiciren zu lassen, in welcher alle obschwebenden Streitfragen abgehandelt, die Irrthümer bezeichnet, die wahre Lehre festgesetzt wäre; auf diese Schrift (unter dem Namen der Sächsischen Confutationsschrift bekannt,) sollten nicht nur Kirchen- und Schuldiener verpflichtet, sie sollte auch den Gemeinden durch sonntägliches Vorlesen eingeprägt werden.

Allein, je strenger man verfuhr, um den reinen Glauben aufrecht zu halten, um so eher kam man auf Extreme, die über den falschen Weg, den man eingeschlagen hatte, die Augen öffnen und zu einer Reaction führen mußten, deren Opfer Flacius wurde. Zuerst freilich, als ein theologischer College von Flacius, Victorinus Strigel, ihn und die Confutationsschrift angriff, schritt der Herzog mit auffallender Härte und Gewaltsamkeit ein, (die übrigens Flacius, wie zu seiner Ehre bemerkt werden muß, weder in diesem noch in andern Fällen billigte; öffentliche Disputationen, und dann Entscheidung sachkundiger Richter, in letzter Instanz einer Synode, das schien ihm der Weg, wie theologische Irrthü-

mer aufgedeckt und beseitigt werden müßten.) Als aber ein Prediger Winter sich einfallen ließ, den angesehenen juristischen Professor Wesenbeck vom Gevatterstande auszuschließen, weil er sich nicht darauf einlassen wollte, sich über die Confutationsschrift und Strigels angebliche Irrthümer zu erklären, und dieser seine Entlassung forderte: als bald darauf ein ähnlicher Fall mit einem andern Professor, von allerdings zweideutigerem Charakter, sich wiederholte: so entstand die Besorgniß, auf diese Weise die kaum gegründete Universität ihrer größten Zierden beraubt zu sehen; der Herzog rescribirte, ein solches inquisitionsmäßiges Verfahren nicht dulden zu wollen; er setzte ein Consistorium ein, um ähnlichen Misbräuchen vorzubeugen; er befahl sogar den Theologen, diesem Consistorium ihre Druckschriften zur Censur einzureichen. Das war mehr, als Flacius und seine gleichdenkenden Collegen mit ihren Begriffen von einem Christlichen Kirchenregiment, wie mit den Rechten und Pflichten der Geistlichen verträglich finden konnten.

Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit ein Mangel in der Verfassung der Evangelischen Kirche, dem wohl noch immer nicht genügend abgeholfen sein dürfte. Es fehlte, nachdem die bischöfliche Autorität für sie erloschen war, an einem kirchlichen Organ für alle Maaßregeln des eigentlichen Kirchenregiments. Die Landesherren hatten zutreten müssen, anfangs zögernd und selbst noch zweifelnd, wie weit ihre Befugniß gehe; bald aber waren Besorgnisse und Klagen entstanden, daß die Kirche nur die Herren getauscht habe, und aus der angemaaßten Gewalt der Bischöfe in die noch bedenklichere der weltlichen Macht gerathen sei. Schon bei den Interimsstreitigkeiten war es nicht der geringste Vorwurf gewesen, daß die weltlichen Räthe sich herausgenommen hätten, über kirchliche Einrichtungen entscheiden zu wollen. An der

Sächsischen Consistorialordnung tadelte Flacius beides, sowohl die Art der Entstehung, daß sie ohne Zuziehung der Theologen bloß von den fürstlichen Räthen abgefaßt worden, als auch den Inhalt, unter Anderem, daß der Herzog sich die schließliche Entscheidung vorbehalten habe. Besonders aber fand man den Eingriff in das Recht der Theologen und Seelsorger unerträglich. Wie einst die Propheten den Willen des wahren Gottes verkündet und gegen jeden Abfall ihre warnende Stimme erhoben hatten, so glaubten sich auch die Theologen berufen, aus dem göttlichen Worte die Wahrheit gegen jede Abweichung oder Entstellung nachdrücklichst zu behaupten; noch strenger glaubten die Geistlichen nicht nur auf der Kanzel mit unbeschränkter Freiheit gegen Irrthum und Sünde reden, sondern auch nach der ihnen verliehenen Schlüsselgewalt den Kirchenbann handhaben, und diejenigen, welche halsstarrig in Irrthum und Sünde beharrten, von der Theilnahme an den Sacramenten ausschließen zu müssen. Sie hierin beschränken zu wollen, schien ihnen ein Eingriff in das Amt des heiligen Geistes, um so bedenklicher, da ja die ganze Reformation nur durch den freiesten Gebrauch dieses Rechtes habe entstehen können, und da, so lange eine höchste kirchliche Behörde, mit der Vollmacht der Entscheidung ausgerüstet, noch nicht constituirt war, die freieste öffentliche Discussion das einzige Mittel darbot, eine gemeinsame Ueberzeugung hervorzurufen. Daher remonstrirten Flacius und seine Freunde auf alle Weise gegen diese Beschränkung des freien Gebrauchs der Presse, wenigstens in demjenigen, was sie außer Landes drucken ließen. Ihre Remonstrationen waren nach Form und Inhalt von der Art, daß der Herzog sie sich nicht gefallen lassen zu können glaubte; Flacius wurde im December 1561 seines Dienstes entlassen. Hatten

er und seine Freunde sich einen Ton erlaubt, der an die Anmaaßlichkeit der frühern Hierarchie erinnerte, so wurde ihnen durch die Brutalität, womit der Herzogliche Kanzler sie behandelte, reichlich vergolten; gelassen ergab sich Flacius in das, was über ihn verhängt war.

Er ging nach Regensburg, wo er in dem dortigen Prediger Gallus einen ihm von Magdeburg her bekannten Freund, und von Seiten des Rathes freundliche Aufnahme und einige Unterstützung fand. Fünf Jahre lebte er hier mit zahlreicher Familie in bedrängten Umständen, unter häuslichen Leiden, — seine Frau starb ihm im zwölften Wochenbett, — unter öffentlichen Anfeindungen. Doch verlor er den Muth nicht; nicht nur blieb er der rüstige, allzeit fertige Streiter, wo es einen Angriff auf Luthers Lehre abzuschlagen galt, er unternahm auch, neben der fortgesetzten Arbeit an den Magdeburgischen Centurien, ein neues groſses Werk von dauernder Wichtigkeit für die Evangelische Theologie. Das Fundament derselben ist die gründliche Erforschung der heiligen Schrift. Auf sie hatte Luther hingelenkt, indem er die bis dahin herrschende Scholastik bekämpfte; sie seinen Schülern aufzuschließen, hatte auch Flacius in Jena für seinen Hauptzweck erklärt, nicht ohne tadelnden Seitenblick auf die neue Schultheologie, welche zurückzuführen man Melanchthon beschuldigte, weil unter seinen theologischen Schriften allerdings seine Darstellung der Glaubenslehre, seine loci theologici, den größten Einfluß übten. Ließ sich nun auch Melanchthon gegen solchen Tadel vollkommen rechtfertigen, so muß man doch eingestehn, daß die zu ausschließliche Beschäftigung mit Lehrsätzen, Fragen, Begriffen, die sich auf die Bedürfnisse, Anschauungen und Richtungen der Gegenwart beziehen, nicht der geeignetste Weg ist, in

den Sinn und Zusammenhang der heiligen Schrift einzubringen. Diese hat ihr eigenthümliches Begriffssystem, ihre eigenthümliche Sprache und Bezeichnungsweise, in die man sich hineindenken und hineinleben muß, um sie in ihrer ganzen Tiefe zu verstehn. Wer Luthers schöne Vorrede zum Briefe an die Römer gelesen hat, weiß, welche Wichtigkeit seine Erklärung gewisser Grundbegriffe desselben, z. B. Glaube, Rechtfertigung, für das Verständniß dieses Briefes, ja des ganzen Evangelischen Lehrbegriffes haben. Etwas Aehnliches wollte Flacius in weit größerem Umfange leisten. Er verfaßte ein Werk, was er schon durch seinen Titel bestimmte, ein Schlüssel, clavis, der heiligen Schrift zu sein. Im ersten Theile desselben erläutert er, unter der Form eines Wörterbuches, das gesammte Begriffs- und Sprachgebiet der Bibel; ein damals, bei dem Mangel der uns zu Gebote stehenden Vorarbeiten, nicht leicht auszuführendes Unternehmen, dem man nicht ansieht, unter welchen Sorgen und Unruhen es zu Stande gekommen ist. Wenn aber der erste Theil unmittelbar und gleichsam praktisch in das Schriftverständniß einführt, so handelt der zweite Theil von den Grundsätzen, durch deren Anwendung dasselbe gesichert werden soll. Von Römisch-Katholischer Seite muß man oft den Einwurf hören, daß, wenn wir die Autorität der Kirche nicht gelten lassen, wir kein Mittel besitzen, um subjective Meinungen von objectiven, allgemeingültigen Wahrheiten zu unterscheiden. Die Evangelische Kirche behauptet dagegen, allerdings ein solches Mittel zu haben, nämlich in den Grundsätzen der Auslegung, die, richtig bestimmt und angewandt, alle Willkühr und Unsicherheit ausschließen. Diese Grundsätze aufzufinden und ihren Gebrauch zu lehren, ist Sache einer Wissenschaft, welche von dieser Seite das Gebäude der Protestantischen Theologie vollendet

und abschließt: der biblischen Auslegungskunst oder Hermeneutik, als deren Schöpfer man Flacius betrachten kann. Zwar hatten schon frühere Schriftsteller mancherlei Regeln der Schriftauslegung gegeben, aber so unvollständig, mangelhaft, zum Theil unrichtig, daß sie erst in der kritischen Zusammenstellung, die sie im zweiten Theile der Clavis erhalten, und durch die ergänzenden und erweiternden Bemerkungen, die Flacius hinzufügt, wissenschaftlichen Werth erlangen.

Die Vollendung dieses Werkes geschah nicht mehr in Regensburg. Es war um diese Zeit, daß die Sache des Protestantismus auch in den Niederlanden eine günstigere Wendung zu nehmen schien; namentlich wurde im Jahre 1566 den Protestanten in Antwerpen freie Religionsübung gestattet. Diejenigen unter ihnen, welche dem Lutherischen Lehrbegriffe zugethan waren, beriefen den Flacius, um ihnen bei Einrichtung der Gemeinde durch Rath und Wort behülflich zu sein. Obgleich sie ihn für die Anregung zur Vertheidigung des Glaubens durch Waffengewalt gern eifriger und thätiger gesehen hätten, als er grundsätzlich war und sein konnte, so erwarb er sich doch ihre Liebe so sehr, daß sie ihn dringend baten, sich mit seiner Familie unter ihnen niederzulassen. Er ließ dieselbe daher nach Frankfurt kommen, und reiste ihr entgegen sie abzuholen. Hier traf ihn aber im März 1567 die Nachricht, daß Antwerpen die errungene Freiheit wieder eingebüßt, und daß die Evangelischen Prediger die Stadt hatten räumen müssen. Er blieb daher in Frankfurt, wo er seine Clavis beendigte. Indem er aber sein Verdienst um die Protestantische Theologie dadurch vermehrte, legte er zugleich den Grund zu noch härterem Ungemach, als er bisher hatte dulden müssen. Der erste Anlaß fällt schon in die Zeit seines Aufenthalts zu Jena.

Bei einer Disputation nämlich, welche er dort mit Strigel gehalten, war ihm eine Behauptung entfallen, die zwar gleich Anfangs Bedenken erregte, aber zunächst doch keinen öffentlichen Widerspruch hervorrief. Bei dem Streite darüber, wie weit die menschlichen Kräfte durch die Sünde alterirt werden, war die Frage aufgeworfen, ob das sündliche Verderben des Menschen seine Substanz ausmache oder ein Accidens sei. Flacius fand letzteres unverträglich sowohl mit den Worten der Schrift, die dem Menschen ein steinernes Herz zuschreibe, an dessen Stelle ein Herz von Fleisch treten müsse, als auch mit Luthers Erklärungen. So wenig man von einer verdorbenen Frucht sagen könne, ihre Substanz sei ganz dieselbe wie früher, nur ihre zufälligen Eigenschaften seien andere geworden: eben so wenig und noch weniger dürfe man sich über den Zustand des gefallenen Menschen auf diese Weise ausdrücken; die Sünde als etwas bloß Accidentielles anzusehen, während die Substanz gut geblieben, schien ihm eine katholisirende Meinung. Diese Ansicht führte er in einer seiner Clavis einverleibten Abhandlung aus. Darüber sah er sich unerwartet nicht bloß von seinen Gegnern, sondern selbst von seinen bisherigen Freunden aufs bitterste angegriffen, und er, der bisher als der eifrigste Vertheidiger der reinen Lehre gegolten hatte, wurde nun selbst des Abfalls von derselben bezüchtigt.

Er hatte inzwischen Frankfurt mit Straßburg vertauscht, (1567.) Der Frankfurter Senat hatte ihm zu erkennen gegeben, daß er sich außer Stand sehe, ihm gegen seine Feinde Schutz und Sicherheit zu gewähren. Vielleicht war dies nur Vorwand, wodurch man sich eines Mannes zu entledigen suchte, der überall den Frieden zu bedrohen schien. Aber auch wirklich wurde Flacius von allen Seiten nicht nur mit Schriften und Reden an-

gegriffen; auch die Besorgniß persönlicher Nachstellungen war nicht ganz grundlos; wenigstens suchten seine theologischen Gegner durch Briefe an die geistlichen Ministerien, und selbst der Churfürst von Sachsen hielt sich nicht zu groß, durch Anwendung seines politischen Einflusses der Aufnahme des verfolgten Mannes, wohin er sich wenden mogte, Hindernisse in den Weg zu legen. Die Straßburger Theologen wußten jedoch seine gelehrten Verdienste zu schätzen; sie kamen ihm mit Wohlwollen und Achtung entgegen; es fehlte nicht an Aussicht zu einer Anstellung an der dortigen hohen Schule.

Indeß ging nicht nur diese nicht in Erfüllung; es beginnt eben hier die traurigste Periode seines Lebens. Seine häusliche Lage wurde bei seiner zahlreichen Familie immer drückender. Er hatte seinen Kindern eine zweite Mutter geben müssen, durch welche aber die Zahl derselben bis achtzehn stieg. Die Hoffnung auf eine Aenderung zum Bessern schwand immer mehr. In Jena waren seine frühern Freunde wieder zur Professur berufen; aber eben diese fingen jetzt an, seine Lehre von der Erbsünde aufs heftigste anzugreifen. Er reiste hin, um sich durch persönliche Besprechung mit ihnen zu verständigen; sie verweigerten ihm selbst eine Zusammenkunft. Zwar fand er auch nicht wenige Anhänger, die von der Uebereinstimmung seiner Ansicht mit der Schrift und Luthers Lehre überzeugt waren; Andere glaubten, daß, wenn auch seine Ausdrucksweise bedenklich, dennoch der Sinn derselben richtig und tadelfrei sei. Aber die Mehrzahl war gegen ihn; seine Feinde beuteten schadenfroh den Anlaß aus, ihn als Erneuerer der alten Manichäischen Ketzerei in bösen Ruf zu bringen; diejenigen, welche früher auf seiner Seite gestanden, machten jetzt mit jenen gemeinschaftliche Sache, um auf seine

Kosten den Ruhm, ohne Ansehn der Person überall nur den Irrthum bekämpft zu haben, zu erwerben. Das Schlimmste war, daß selbst sein Verhältniß zu den Straßburgern allmählig dadurch untergraben wurde. Diese hatten, wie erzählt, ihn Anfangs freundlich aufgenommen. In ihren Briefen reden sie von der hohen Achtung, die sein Charakter, von dem tiefen Mitleid, welches seine Lage einflößen müsse. Wie er ihnen seine Ansicht auseinandergesetzt hatte, waren sie überzeugt worden, daß er nichts Anderes als Luther selbst gelehrt habe. Sie hatten aber auch andere Rücksichten zu nehmen, besonders auf den leicht gefährdeten Ruf ihrer Rechtgläubigkeit bei andern Protestantischen Theologen. In dieser Hinsicht schonte ihrer Flacius nicht genug; indem er sich durch die Berufung auf ihre Beistimmung zu schützen suchte, brachte er sie in Gefahr, selbst seiner Irrthümer verdächtig zu werden, und machte sie sich dadurch abgeneigt. Diese Abneigung wuchs, wie er auf ihre Anmuthungen, was er zur Wiederherstellung des Friedens thun sollte, nicht eingehen konnte; sie betrachteten dies als Störrigkeit und Eigensinn. So verscherzte er auch den in Straßburg gefundenen Zufluchtsort; 1573 wurde ihm der Aufenthalt daselbst gekündigt.

So getrübt derselbe aber durch diese Verhältnisse gewesen war, so hat doch Flacius auch ihn, außer seinen Streitschriften, durch ein Werk von allgemeinerem Verdienst bezeichnet. Nachdem er die Grundsätze der Schriftauslegung festgestellt hatte, beschloß er dieselben auch im Einzelnen anzuwenden, indem er einen kurzen Commentar, oder, wie man es nannte, eine Glosse zur ganzen heiligen Schrift ausarbeitete, die besonders darauf berechnet war, die Uebersicht und die Auffassung des Zusammenhanges zu erleichtern, die Hauptmomente des Lehrinhaltes bemerklich

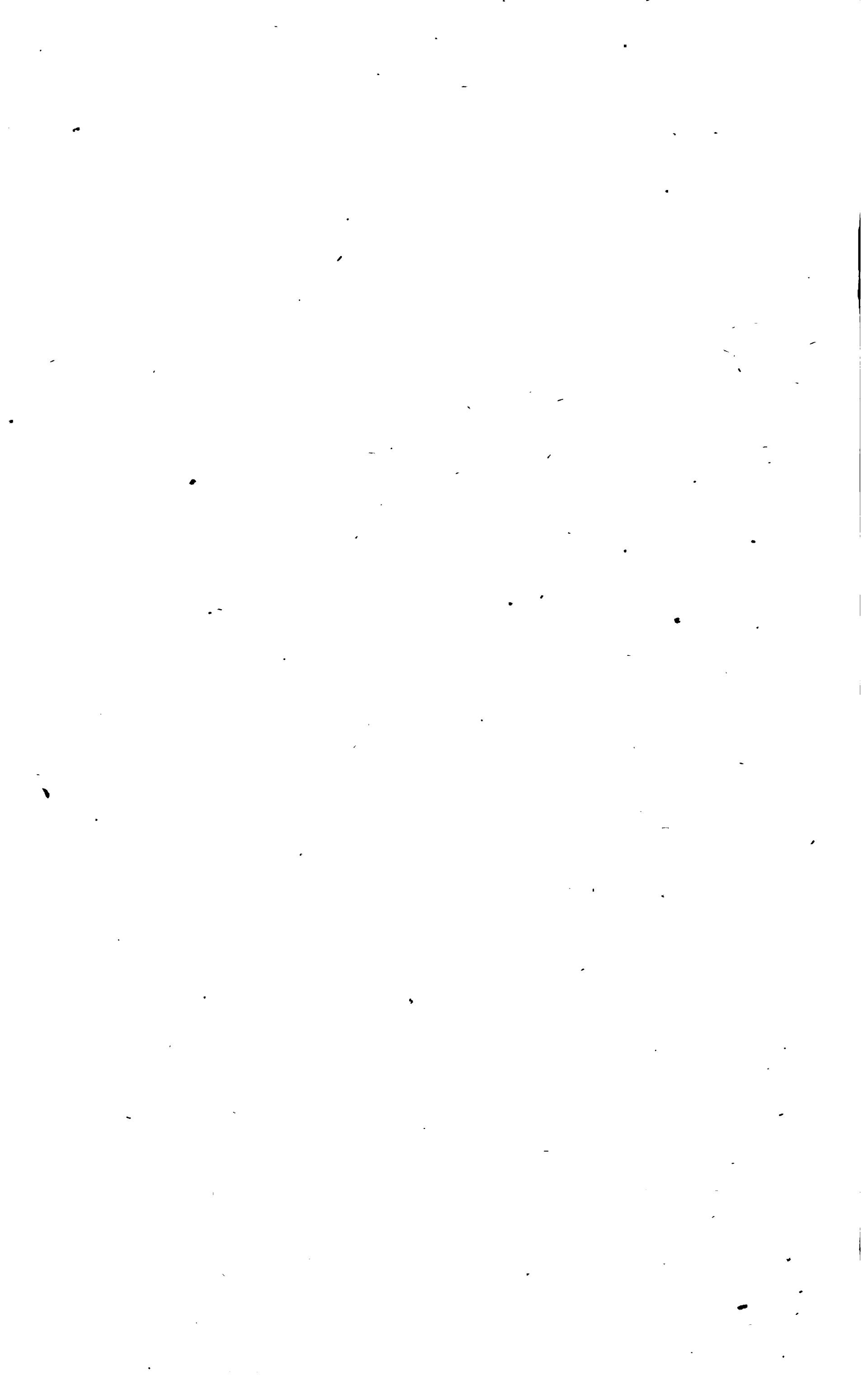
zu machen, die Dunkelheiten, welche den Fortschritt hemmten, zu beseitigen, übrigens aber die eigene, aus der öftern ununterbrochenen Lesung zu schöpfende Belehrung und Erbauung möglichst wenig zu stören. Mit seiner Glosse zum Neuen Testamente wurde er 1570 fertig; einer Arbeit, welche ihre Brauchbarkeit auch jetzt noch keineswegs verloren hat. Er fing darauf an, auch zum Alten Testamente eine Glosse auszuarbeiten, die er jedoch nicht hat beendigen können.

Von Straßburg begab er sich zunächst wieder nach Frankfurt. Krankheiten in seiner Familie hinderten ihn, seine Reise nach dem nördlichen Deutschland, wo er eine Zuflucht zu finden hoffte, fortzusetzen. In Rücksicht hierauf wurde ihm ein kurzer Aufenthalt vergönnt, den er zur Fortsetzung seiner Glosse und anderer schriftstellerischen Arbeiten benutzte. Da ihm jedoch angedeutet wurde, daß ihm eine längere Herberge nicht zugestanden werden könne, unternahm er 1574 zuvörderst allein eine Reise nach Mansfeld, der Lausitz, Schlesien, auf der er auch Berlin berührte. Er gedachte durch persönliche Zusammenkünfte, Gespräche und Disputationen seine Freunde zu befestigen, sich mit seinen Gegnern zu verständigen, besonders aber die Abhaltung einer Synode zu veranlassen, auf die er seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, nicht zweifelnd, daß doch diese der Wahrheit, die zu vertreten er gewiß war, Gehör geben würde. Er kam nach Frankfurt zurück, ohne seinen Zweck erreicht, ohne einen Zufluchtsort gefunden zu haben. Mitleidig räumte man ihm einen Aufenthalt in einem Hospitale ein. Aber von allen Seiten laufen Schreiben ein beim Magistrat oder beim Ministerium, die seine Ausweisung verlangen. Ihm wird der längere Aufenthalt im December aufgekündigt, während Frau und Kinder krank

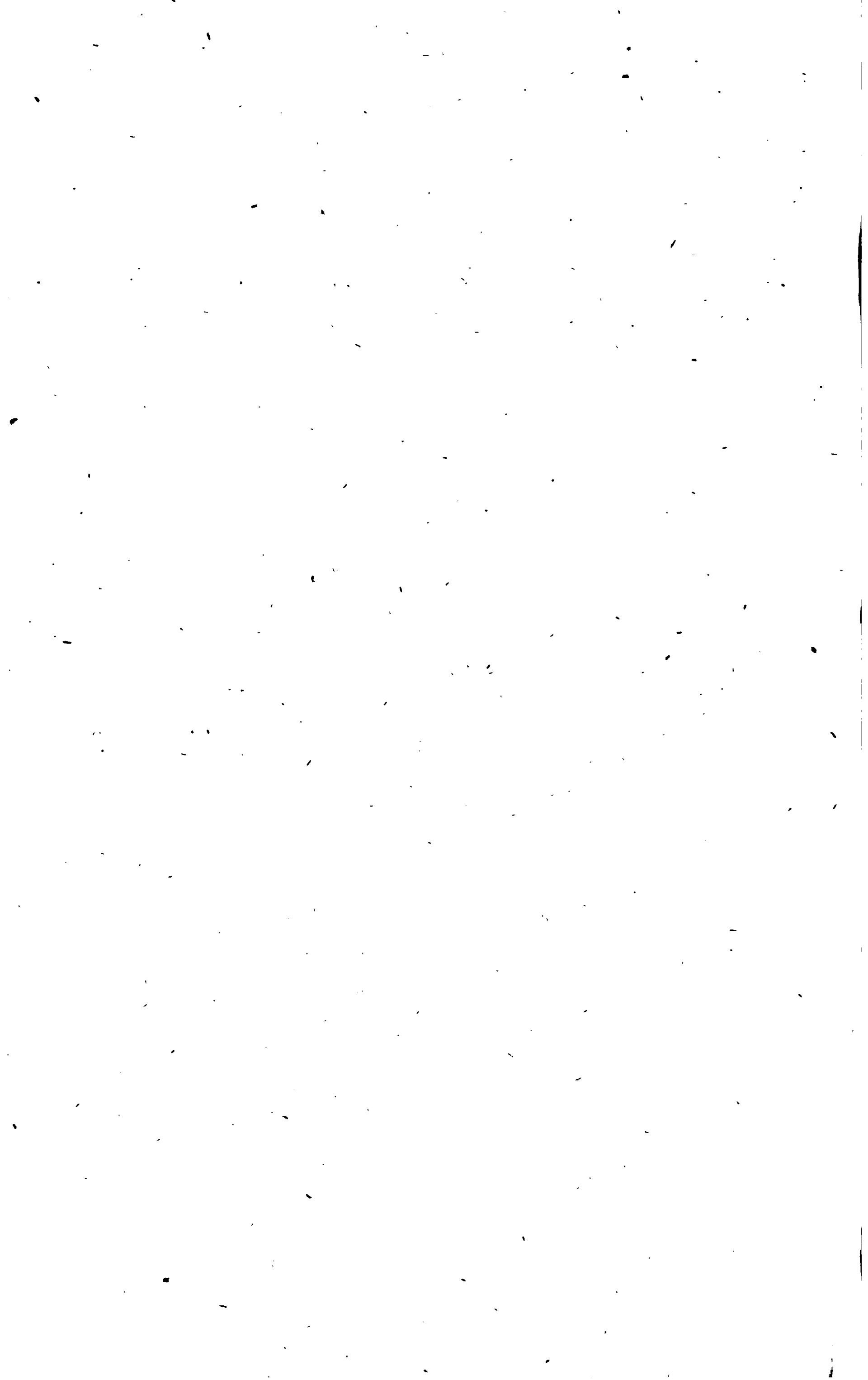
darniederlagen. „Die Juden", schreibt er am Weihnachtstage 1574, „waren doch mit ihren Pallästen und ihrem Wohlleben zufrieden, und gönnten dem Christkinde einen Platz im Stalle; seinen Feinden scheine auch das zu viel!" In der That, sein Muth schien gebrochen; seine Gesundheit war untergraben; Arbeit und Kummer hatten seine Kräfte aufgezehrt. Seine Verdauungsorgane versagten fast gänzlich ihren Dienst; Schmerzen und Schlaflosigkeit zehrten an seinem Leben. Man bewirkte den Aufschub seiner Ausweisung bis zum Frühling. Inzwischen setzte er seine Arbeit an der Glosse zum Alten Testamente fort, und vollendete dieselbe bis zum Buche Hiob. Wie oft mögen dessen Klagereden ihm als seine eignen geklungen haben! Auch seinen Leiden setzte Gott ein Ziel. Bisher hatte er sich noch außer dem Bette erhalten. Am 8. März versagten ihm die Kräfte. Um ihm von seinen Schmerzen etwas Ruhe zu verschaffen, hatte der Arzt ihm ein Opiat verordnet, welches er am Abend des 10ten nahm. Es scheint für seinen geschwächten Körper zu stark gewesen zu sein. Er wachte am 11. März nur auf, um unter Anrufung des Herrn in frommer Ergebung zu verscheiden.

Nur 55 Jahre war er alt geworden; von diesen hatte er, seit seinem neunzehnten, kaum acht in einer Lage zugebracht, die ihm äußere Ruhe und eine sorgenfreie Existenz gewährte. Und doch ist es das Leben eines Mannes, der es mit der heiligen Sache, welcher er diente, treu und rechtschaffen meinte, der sich um sie die seltensten Verdienste erwarb, dessen Fehler mehr die seiner Zeit als seine persönlichen waren. Legen wir den Maaßstab an dasselbe, nach welchem wir gewöhnlich Menschen glücklich schätzen: wie arm erscheint es uns an allem, was ihm Reiz und Anmuth leiht! Aber auch das, womit sich der Mann von

höherem Streben über den Mangel an Lebensgenuß und irdischen Gütern tröstet: die Freude des Gelingens, die Anerkennung der edlern Zeitgenossen, der Ruhm der Nachwelt, wie spärlich war es ihm beschieden! Denn auch die Nachwelt hat seine Verdienste größtentheils vergessen; wenn sie seiner gedenkt, so geschieht es vorzugsweise als eines Mannes von ungemessener Streitsucht, dem nicht einmal die Gerechtigkeit widerfährt, daß man die Motive seines Handelns in demjenigen sucht, was ihm vor allem theuer und heilig war. Glücklichere Zeiten vergessen, durch welche Opfer die Vorzüge erkauft sind, durch welche sie sich über frühere Geschlechter erheben, von denen erkauft sind, auf welche sie tadelnd herabsehn. Es ist ein geringer Tribut der Dankbarkeit, neben den leuchtenden Heroen der Vorzeit auch das verkannte oder vergessene Andenken der Männer zu ehren, die nicht ihren Ruhm, wohl aber ihre Mühen und Arbeiten, zum Theil auch ihr Verdienst getheilt haben.



Autobiographische Beilagen.



I.

Vertheidigungsschrift des Flacius Illyricus an die Schule zu Wittenberg. *)

Wenn den Augen der Menschen schon Alles so offen und unverdeckt vorläge, wie es vor Gott liegt und am Tage des Gerichts vor Christus, dem Richter, und jener großen Versammlung der gesammten Kirche liegen wird, und wenn so nach Verdienst Gedanken, Worte und Thaten Aller gewogen würden, wie jener strenge Richter sie einst wägen wird und schon jetzt wiegt: so zweifle ich nicht, daß meine Vertheidigung in der gegenwärtigen Angelegenheit mir sehr leicht fallen müßte, ja vielmehr, daß gar keine Anklage stattfände.

Nun aber, gerechter Gott, wie sind die Herzen der Menschen verblendet! Wie oft sind sie bei offenkundiger Wahrheit blind, gleich dem Maulwurf am hellen Tageslicht! Und da kommen denn noch als die schlechtesten Rathgeber vielfache Leidenschaften hinzu, die, wo sie einmal der Herrschaft sich bemächtigt haben, wie entzügelte Pferde den menschlichen Geist dahinreißen. So geschieht es denn, daß wir oft, indem wir das Bessere erkennen und billigen, dennoch dem Schlechten folgen und zu unsrer Schande auch noch Andre überreden, ein Gleiches zu thun.

---

*) Im Jahre 1549 zu Magdeburg erschienen, und vorzüglich geeignet, uns den Gesichtspunkt, die Gemüthsstimmung und die Triebfedern zu vergegenwärtigen, die beim Beginn der Streitigkeiten über das Interim bei Flacius vorwalteten. Die in dieser Schrift vorkommenden Beziehungen auf frühere Verhandlungen werden großentheils in der Schlußabhandlung ihre Aufklärung finden; zunächst soll gemieden werden, den Eindruck, den sie durch sich selbst auf den Leser machen wird, durch ausführlichere Erläuterungen zu stören.

Deshalb, wie die ganze Kirche in der ihrigen, erwarte ich in dieser meiner Sache die Auferstehung der Todten und jenes letzte unbestochne Gericht; in der gewissen Zuversicht, daß, wie schon jetzt der heilige Geist in meinem Seufzen zu Gott mir bezeugt, daß ich ohne Tadel und Vorwurf jener Entstellung der Kirche mich widersetzt habe, so auch einst am jüngsten Tage der Herr Jesus mich glänzend vor dem unbilligen Urtheil der Menschen rechtfertigen werde.

Auch ist mir ein süßer Trost der Gedanke an die Kürze dieser Zwischenfrist; nicht als ob ich jenen Tag schon nach wenig Monaten oder Jahren erwartete, aber, ohne daß ich mir darüber Rechenschaft geben könnte, täglich lerne ich mehr und mehr die Kürze dieser Endlichkeit verachten und die Ewigkeit jenes künftigen Lebens hochstellen. So daß ich unterdessen glaube, mit Christi Hülfe ohne Murren sowohl Schmach und Armuth als den Haß des Satans und der gottlosen Welt tragen und ihre Ehren und Aemter verachten zu können.

So hätte ich denn, was mich betrifft, diese Schrift fast lieber unterlassen. Aber die Gefahr, die dem Seelenheil so Vieler droht, hat sie mir abgenöthigt; denn ich weiß, daß es Leute giebt, die arglistig, indem sie mich bei den Gutgesinnten verdächtigen, zugleich diese ganze Verhandlung über die Wahrung der Reinheit unsrer Religion denselben zu verleiden suchen. Hiezu kommt, da Petrus uns vorschreibt, bereit zu sein zur Vertheidigung, wenn Rechenschaft von uns gefordert wird, daß jenes öffentliche Geschrei und auch schon schriftliche Angriffe nicht blos eine geschriebene, sondern eine gedruckte Vertheidigung nöthig zu machen scheinen.

Ferner fühle ich mich auch gedrungen, vor euch, gelehrte Männer, von meinen Schriften gegen die gegenwärtigen Veränderungen Rechenschaft abzulegen, damit alle Wohlgesinnten erkennen möchten, wie meine Sache das Licht nicht zu scheuen braucht, sondern mit guten triftigen Gründen sich verantworten kann. Allen zarten Ohren aber, die Angenehmes lieber als Heilsames hören, möchte ich rathen, diese Schrift ungelesen zu lassen. Denn ich bin gesonnen, so einfach und ernst als möglich die Wahrheit zu sagen und mich weniger nach dem Geschmack der Menschen, der sehr verschieden und überdies zu unsern Zeiten durch Schmeicheleien sehr verwöhnt ist, als nach dem Gebote Christi und dessen letztem Urtheilsspruch zu richten.

Zugleich bitte ich den geneigten Leser, wenn ich in dieser Vertheidigung

die Fehltritte gewisser Leute zur Sprache bringe, das nicht mir zu verdenken, sondern Denjenigen, welche zuerst durch Verletzung der Gewissen zu Klagen und dann, indem sie ihre Schuld auf Andre wälzten, zu öffentlicher Vertheidigung den Anlaß gegeben haben.

Und weil nun hier nicht meine, sondern die Sache Christi selbst verhandelt wird, rufe ich den Herrn Jesus an, er möge, wie er ja dazu vom himmlischen Vater gesandt ist, daß er die Werke des Teufels vernichte — das vornehmste Werk des Teufels aber ist die Lüge und die lügnerische Kunst mit Worten die einfache Wahrheit zu verdecken und zu verdunkeln — er möge mir selbst Herz und Mund regieren, damit ich rede, was einfach wahr und ihm wohlgefällig ist, die Herzen der Andern aber mit dem Geist seiner Furcht erweichen, damit sie das, was sie von mir in Wahrheit und Frömmigkeit geredet finden, aller menschlichen Leidenschaften vergessend, von ganzer Seele sich aneignen, und, besiegt und überwiesen, es allem, was diese Welt zu bieten hat, vorziehen.

Und weil nun fürs erste bei Vielen, welche von dem Vorhergegangenen nicht unterrichtet sind, es ungehörig erscheinen und den Anstrich eines unüberlegten, durch Leidenschaft hervorgerufenen Einfalls haben könnte, daß ich, ein gänzlich Unbekannter, so auf einmal und vorwitzig auf diesen Schauplatz mich gedrängt hätte, sehe ich mich gezwungen, in Kürze über einiges Vorangegangene zu berichten, damit sie bei der Einsicht in die Uebereinstimmung meines Lebens und Handelns ihr Mißfallen aufgeben und anerkennen, daß hier alles in einem guten und rechten Zusammenhang steht.

Auch ehe ich die Lehre Luthers kennen lernte, habe ich Frieden des Gewissens und die Freude des heiligen Geistes an mir verspürt, die Religion und die heilige Schrift geliebt und oft von ganzer Seele gewünscht, in der Gottesgelehrsamkeit etwas vor mich zu bringen, um so meine Zeit der Kirche Christi dienen und dann zum Herrn heimkehren zu können.

Und als ich nun mich umsah, wie ich hiezu gelangen könnte, schien mir zuletzt der Rath der beste, daß ich Mönch würde, weil bei uns bloß in den Klöstern Theologie getrieben wird und bloß die Mönche predigen. In dieser Absicht ging ich denn einen Mönch, den Schwager meines Oheims, einen frommen und gelehrten Mann, der damals mehrere Klöster unter sich hatte, jetzt aber schon ins siebente Jahr Christum standhaft in Fesseln bekennt, mit der Bitte an, mich in seinen Orden aufzunehmen und nach Padua oder Bo-

logna zu schicken, damit ich in jenen berühmten Klöstern den heiligen Wissenschaften obliegen könne. Für diesen Dienst versprach ich ihm die Hälfte meines väterlichen Erbtheils. Anfangs belobte er meinen Vorsatz, als ich aber nach einigen Wochen in ein vertrauteres Verhältniß zu ihm getreten war, erzählte er mir, wie Luther das Evangelium wieder zu Ehren gebracht habe, wies mir einige Schriften und rieth mir, nach Deutschland, nicht ins Kloster zu gehen, wenn ich Theologie studiren wolle. Auf der Stelle war ich mit Freuden dazu bereit und reiste wenige Wochen darauf nach Deutschland.

Hier nun verfiel ich, ohne daß schlechte Lehrer oder ein bedeutendes Vergehen von meiner Seite daran Schuld gewesen wären, in die schwersten Anfechtungen, in gänzliche Verzweiflung und alle Qualen der Hölle, welcher Zustand drei Jahre lang dauerte, während deren mein Uebel zuerst tagtäglich sich verschlimmerte, dann aber ein Jahr lang wieder abnahm. In dieser Zeit habe ich den Zorn Gottes, die schreckliche Herrschaft des Teufels über uns elende Menschen, die Gewalt der Sünde, die Bosheit des alten Adam und dessen Wuth gegen Gott an mir selbst erfahren und erlebt. Dazwischen nur seltne und vorübergehende Tröstungen des heiligen Geistes. Da zweifelte ich denn nicht, daß auf mich jenes Wort des Herrn passe: Mein Gott, warum hast du mich verlassen! Ich glaubte mich ganz verworfen und dachte oft an den Tod. Der Herr aber hat mich behütet nach seiner unendlichen Barmherzigkeit.

Gegen Ende des dritten Jahres, als ich in Wittenberg bei dem Dr. Friedrich Backofen, damaligem Diakonus, wohnte und das Uebel so zugenommen hatte, daß mir gewiß war, ich würde bald sterben müssen, bemerkte dieser, wie ich vor innerlicher Zerrüttung gar nicht arbeiten konnte und drang so lange in mich, bis ich ihm gestand, was mir fehlte. Da tröstete er mich eifrig mit Zuspruch und Gebet und bewirkte, daß Dr. Pomeranus *) mich zu Martin Luther brachte. Als der denn mit seinem eignen und Andrer Beispiel und aus dem Worte Gottes mich getröstet, auch die Gemeinde mich in ihr Gebet aufgenommen hatte, wich das Uebel von Tag zu Tag und in Jahresfrist war ich genesen.

Zur Warnung Anderer will ich übrigens noch bemerken, daß ohne Zweifel aus keinem weitern Grunde das Uebel so lange anhielt, als weil ich

*) Bugenhagen.

davon still geschwiegen und während der ganzen drei Jahre mit Niemand offen über die Sache gesprochen habe. Denn ich hielt mich nicht für einen Versuchten, sondern einen gänzlich Verworfnen. Ich führe dies an, um damit zu beweisen, daß ich nicht aus bloßem Lesen und müßigem Grübeln die Kirchenlehre kennen gelernt habe, sondern aus eigner Erfahrung, und keineswegs ein noch nicht versuchter Christ bin, wie dies Luther von einem Theologen besonders verlangt und die Schrift durch das Beispiel des Herrn selber empfiehlt. Noch viel andre gewisse Zeichen könnte ich übrigens davon angeben, sowohl daß der Herr mit mir ist und beständig mir hilft und beisteht, als daß der Teufel, wie in andern Dingen, vorzüglich in meinen Studien mich anfeindet; doch unterlasse ich's der Kürze wegen und um den Schein der Eitelkeit zu vermeiden. Was ich aber hier schreibe, das schreibe ich vor Gott.

Zehn Jahre verlebte ich in Deutschland, das erste zu Basel, das zweite zu Tübingen und die folgenden acht in Wittenberg und habe die Zeit weder auf Zerstreuungen noch Reichthum noch Ehrenstellen verwandt. Sondern, nach dem Maß meiner Gaben, habe ich der heiligen Schrift und den Kenntnissen, welche mir zum Verständniß der heiligen Schrift nützen konnten, obgelegen. Ich habe gehalten, daß die Lehre unsrer Kirche das eigenste Wort Gottes sei und sie mit ganzer Seele ergriffen, und auf der andern Seite den Pabst als den Antichrist und seine Irrlehren und Mißbräuche von ganzem Herzen verwünscht und verabscheut. Immer habe ich in jener Zeit eines friedlichen, ruhigen Lebens mich beflissen und nie Verwirrung in der Schule oder Kirche erregt, noch zu erregen getrachtet, wie mir Viele das bezeugen können.

Unterdessen gefiel es der Fakultät und dem durchlauchtigen Fürsten Johann Friedrich, mir die alttestamentliche Professur zu übertragen, die ich denn auch nach meinen geringen Kräften schon einige Jahre verwaltet habe.

Nach jenem unseeligen Krieg kehrte ich auf den Ruf des Rektors zu meinen Vorlesungen zurück. Seit dieser Zeit sind es nun anderthalb Jahre, daß ich fortwährend auf's ernstlichste mit Dr. Philippus *) schriftlich und mündlich unterhandelte, indem ich darauf drang, daß den Gegnern nichts

*) Melanchthon, dessen gewöhnliche Bezeichnung bei seinen Freunden und Schülern Dr. Philippus oder Dominus praeceptor war.

dürfe nachgegeben werden; er selbst weiß auch recht gut, daß ich über denselben Punkt, wiewohl seltner, mit andern Professoren gleichfalls in Verhandlungen getreten bin. Der Grund hiezu war, daß ich aus hin und her, besonders nach Augsburg geschickten Schriften, aus den zahlreichen Zusammenkünften und aus mündlichen Aeußerungen ersehen mußte, wie von fern her eine Wolke der Kleingläubigkeit heraufziehe und unsre Kirche mit Ungewitter bedrohe.

Als danach das Unheil wuchs, vermehrte ich auch die Versuche es zu bekämpfen. Fast alle Gelehrten hier bin ich mit Bitten angegangen und habe sie beschworen, nichts den Feinden zuzugestehen und auch ihrerseits mitzuwirken, daß die Regierung nichts zugestände. Die kräftigsten Gründe habe ich angeführt dafür, daß man nichts zugestehen dürfe, als da sind; weil der Pabst der Antichrist, die Gegner Feinde Gottes seien, denen man nichts zu Willen dürfe thun; weil unzähliges und unseeliges Aergerniß würde gegeben und Spaltungen überall auf Erden würden erregt werden; weil Thür und Thor auf diese Weise allen papistischen Gräueln geöffnet würde; weil die Feinde sich mit diesen Veränderungen in Zukunft doch nicht begnügen würden; weil wir doch nur den Muth der Gottlosen noch anfeuern würden und vieles Andere mehr.

Derweilen gab ich auch drei Schriften in deutscher Sprache heraus, deren Titel schon beweisen, ob es auf Geld und Ehre, oder vielmehr nur auf die Stärkung der Frommen und die Bekämpfung der Gottlosen abgesehen war, denn ich habe nicht einmal meinen Namen genannt. In ihnen allen ermahnte und warnte ich unter der Hand Diejenigen, von denen ich sah, daß sie vor den Wölfen wichen, anstatt sie tapfer anzugreifen und Christi Schafe zu schützen. Mit wie wenigem Erfolg, hat die Sache von Tag zu Tag klarer gezeigt.

So ließ ich denn, kurz vor der Versammlung zu Zelle, als ich einsah, daß das Uebel schon vor der Thüre war, eine kleine Schrift in deutscher Sprache ausgehen unter dem Titel „Daß nichts zu ändern sei". Dieselbe überreichte ich persönlich in einer lateinischen, etwas weitläuftigern Abschrift dem Dr. Major. Auch drang ich in Paulus *), daß er doch über denselben Gegenstand etwas schreiben möchte. Damals erfuhr ich von einem durchaus glaubwürdigen Manne, Dr. Pomeranus habe ihm zugeschworen, daß die

*) Paul Eber, wie Major Professor in Wittenberg.

Theologen nichts zu ändern beschlossen hätten, und wirklich sind sie auch — so viel ich in der Zeit aus seinen eigenen und Anderer Aeußerungen entnehmen konnte — mit gutem Muth auf den Landtag abgereist und in der Absicht, so ziemlich gar nichts den Feinden Gottes nachzugeben. Als sie schon dort waren, schrieb ich ihnen einen Brief und bat sie so viel und so dringend ich konnte, standhaft die Reinheit des christlichen Glaubens aufrecht zu erhalten. Unterschrieben habe ich mich deshalb nicht, weil ich glaubte, daß so die Mahnung größern Eindruck machen würde.

Allein gleich nach Beendigung des Landtages gingen gewisse unzweifelhafte Gerüchte um, welche ganz anders lauteten, als ich nach ihren früheren Aeußerungen erwartet hatte. Diese wurden bestärkt und noch vermehrt durch das, was über die folgende Zusammenkunft zu Jüterbogk sich verbreitete. Endlich wurde zu Leipzig jenes in wiederholten Zusammenkünften entworfene neue Interim unter dem Namen der Theologen veröffentlicht. Als ich das denn zu Gesicht bekam und dabei sah, wie allerorten allgemeine Klagen gegen unsre Theologen laut wurden und hörte, wie in der Mark, in Franken, zu Eisleben und im Bisthum Magdeburg auf jenes *αὐτὸς ἔφα* *) hin fast das ganze Pabstthum wieder eingeführt wurde und die Unsrigen dazu schwiegen, da hielt ich mich durch die besten Gründe — die ich nachher anführen werde — befugt, etwas heftiger gegen das Verderben aufzutreten.

Dieses berichte ich deswegen so weitläufig, um dadurch zu beweisen, daß Gott bei mir ist, daß ich nicht jetzt erst wie auf einmal den Einfall bekommen, jenen Zerrüttungen der Kirche habe man sich ernstlich entgegenzusetzen, und damit ihr zugleich die Nichtigkeit jener Verläumdungen einsähet, welche mir gewisse nichtige Leute anzuhängen suchen, als habe ich nämlich durch, ich weiß nicht welche abschlägliche Antworten **) oder andre Beweggründe, die sie, ihrer eignen Sache mißtrauend, erlügen, mich zum Angriff auf die gegenwärtigen Verhandlungen aufreizen lassen. Abschlägliche Antworten habe ich von ihnen nicht erhalten, denn ich habe bei ihnen um kein Amt geworben und ehe von dergleichen etwas vorfallen konnte, habe ich ein volles Jahr, als man glaubte, Dr. Philippus würde das Tridenter Concil

*) Melanchthons Autorität.

**) Auf die Beschuldigung Pfeffingers, Flacius habe, weil die Professur des in dieser Zeit gestorbenen Kreuziger ihm nicht übertragen worden sei, die adiaphoristischen Händel angefangen, erwidert Flacius in einer Schrift gegen Pfeffinger, daß er, erstens, schon vor dem Tode dieses Mannes das Interim schriftlich angegriffen, zweitens, um dessen Professur nie angehalten habe.

besuchen, oft und allen Ernstes mit ihm verhandelt, daß er doch nichts nachgeben möchte, und dasselbe von Andern, z. B. von Dr. Kreuziger seeligen Andenkens, zu erlangen gesucht.

Vor dem Tode dieses Mannes, in der Zeit, da man seinem Ableben entgegensehen mußte, schrieb ich jenes Buch, „Daß nichts zu ändern sei“, das ich deutsch gleich damals herausgab, lateinisch aber in derselben Form, unter welcher es später erschienen ist, dem Dr. Major, wie schon oben erwähnt, zur Einsicht gab. So handelt aber nicht Jemand, der um Ehre oder Belohnung bei den Theologen oder den Fürsten buhlt, zumal ich darinnen die Theologen jetziger Zeit mit dem Petrus, wie er über das Meer wandelt, verglich. So darf ich denn dieser und andrer aus der Luft gegriffener Verlästerungen, wie ihrer jetzt eben wieder neue gegen mich ersonnen werden, getrost und im Bewußtsein meines guten Rechtes lachen.

Doch will ich näher Rechenschaft ablegen über meine Handlungsweise. Da ist nun zuerst unumstößlich gewiß, daß die gegenwärtigen Veränderungen, besonders da sie von so hochgestellten Männern ausgehen, unsrer Kirche geradezu zum Verderben gereichen. Das will ich aber hier nicht eines Breitern auseinandersetzen, um nicht statt eines Briefs ein ganzes Buch zu schreiben, zumal ja auch Dr. Paulus diesen Punkt seines Ortes gelehrt und ausführlich abgehandelt hat, überdies die Hamburger Prediger in ihrem Schreiben *) mit Fleiß die ungeheuren Schäden, welche aus jenem adiaphoristischen Lug und Trug erwachsen, aufgezählt haben. Auch ich habe hierüber einiges geschrieben; das Alles möge hier der Leser sich in's Gedächtniß zurückrufen. Nur der Theologen eigne Zeugnisse über die betreffende Sache will ich kurz hier durchgehen.

In der Schrift über die Adiaphora **) sagen sie selbst, durch die gegenwärtigen Unterhandlungen gäben sie eine Annäherung zu ihren Gegnern kund. Was ist das nun anders, als eine Art von Verläugnung? Wie verderblich aber ein solches Beispiel, und gar wenn solche Männer es geben, der Kirche und der Gottesverehrung sein müsse, das ist kaum zu sagen. Das muß wahrlich, um mit der Schrift zu reden, auch Löwenherzen brechen. Was aber soll man gar dazu sagen, daß sie diese Verläugnung obendrein ganzen

*) Sendschreiben der Hamburger Prediger an Dr. Ph. Melanchthon über die adiaphora.

**) Melanchthons Gutachten an die Märkischen Gemeinden über die Gebräuche, die ohne Abweichung in der Lehre angenommen werden können, 1549.

Städten, ja ganzen Ländern anrathen? Daß ein Einzelner von seinem Bekenntniß abfällt und zu verstehen giebt, er neige sich zu den Feinden, ist verabscheuungswürdig und verbrecherisch; wie vielmehr, wenn ganze Kirchen in Menge das thun. Wehe über den Menschen, durch den Aergerniß kommt!

Weiter räumen sie ein, die frommen Gemüther müßten durch ihre Zugeständnisse mit Betrübniß erfüllt werden. Was heißt das aber anders, als den heiligen Geist betrüben in frommen Gemüthern? Weiter, die Gottlosen müßten sich ermuthigt, die Frommen zur Schwachheit und zu Zweifeln angeleitet finden. Was ist das aber anders, als unzähligen Menschen einmal das schwerste Aergerniß geben, dann aber sie dem ewigen Verderben entgegenführen und Christi Namen antasten?

Was, frage ich, thut der Teufel mit all' seinen Künsten denn anders, als eben dies, nämlich die Gottlosen in ihrer Verruchtheit bestärken, die Frommen schwächen und in Zweifel führen? Wer aber in Versuchung und Zweifel geführt ist, denkt bei sich also: Zuverlässig, wäre irgend Wahrheit in dieser unsrer Lehre, jene Männer würden sie standhafter vertreten. Ich selbst weiß nicht, was die wahre Religion ist und was die falsche. Wer weiß es auch! Alle Religionen sind wohl nur menschliche Hirngespinste. Nun droht mir aber um jener Lehre willen Armuth, Verbannung, Tod. Und alle dem sollte ich mich aussetzen, den Zänkereien von ein paar streitsüchtigen Menschen zu Liebe? Ich werde mich hüten! Können sie selbst, diese Hochgelehrten, so Vieles ablassen, so kann ich als ein Laie noch viel mehr. — Wer schwach gemacht und in Glaubenszweifel verstrickt worden ist, kann nicht beten. Wer nicht betet, ist des Satans Knecht.

In derselben Schrift heißt es, daß die gegenwärtigen Handlungen den Gottlosen Anlaß gäben zu triumphiren, das heißt, über die Kirche zu triumphiren. Triumphiren aber die Gottlosen, so triumphirt der Satan auch über die Kirche und Christum. Daß die Gottlosen aber mit ihrem Vater, dem Satan, über die Kirche und Christum triumphiren, das ist eine Sache, viel zu gräulich, um mit dem Verstande begriffen, oder mit Worten beschrieben werden zu können.

Wunder nimmt's mich, so wahr Gott mich liebt, wie der Verfasser solches schreiben konnte und nicht seine ganze Seele vor der Größe des Verbrechens schauderte und nicht Furcht ihn ergriff, es möchte über einem solchen Beginnen Gott auf der Stelle mit seinem Blitz ihn in die Hölle schleudern.

Laßt uns, ich bitt euch, laßt uns bedenken, wie schwer Christus Den bedroht, der nur Einen, auch den kleinsten der Gläubigen ärgert, um so zu ermessen, wie schwer der Zorn Gottes Diejenigen erst treffen müsse, welche ganze Kirchen zerrütten, indem sie dergestalt sie in Schwachheit und in Zweifel führen. Besser wäre ihnen gewesen, sie hätten sich, nicht einfach von den Spaniern an einen Mühlstein binden und in die Elbe, wo sie am tiefsten ist, werfen, nein, wenn's möglich wäre, mit tausend Toden lieber morden lassen.

In dem Schreiben an die Hamburger steht: Die Fürsten gingen darauf aus, den Schein der Zucht, nicht die Sache selbst wieder herzustellen. Und zu einer solchen Scheinreformation, oder besser, zu solch einem Betrug der Kirche und solcher Verspottung Christi, warum geben sich Männer wie sie dazu her? Zumal sie in dem Schreiben gestehen, Vieler Absichten zielten dahin, durch jene Veränderung eine Annäherung an alle päbstlichen Mißbräuche zu bewirken. Und derweilen reden sie uns da vor, Veränderungen müßten getroffen werden, weil Ordnung und Zucht nöthig sei in der Kirche. Was heißt das anders, als Christo eine Dornenkrone aufsetzen, die zwar so den Schein und die Art einer Krone und eines Schmucks hat, übrigens aber zum Schimpf ihm aufgesetzt ist und ihm elendiglich das Haupt zersticht?

In der Vorrede zu jener neuen Ordnung liest man, durch jene Veränderungen würden die Pfarrer unruhig gemacht und würde daraus viel Zerrüttung folgen. Giebt's aber etwas Traurigeres, als dies, gerade in unseren Tagen, wo auch ohnedas der Teufel durch die Papisten mit List und mit Gewalt uns anfällt? Weg also mit ihrem Gerede von Einheit und Eintracht der Kirche, mit ihren Anklagen gegen uns, als hätten wir sie zerstört!

In der Nacht vor der Abreise nach Jüterbogk träumte der Herr Präceptor, er habe auf die Aufforderung eines in der Nachbarschaft wohnenden Soldaten bei einem Glaser ein paar Fenster bestellt, kurz darauf aber habe der Glaser sich entrüstet über den Soldaten beschwert, daß der von ihm verlange, er solle die papistische Messe ihm vorsingen.

Diesen Traum legt Philippus selbst so aus, daß der Soldat der Landesfürst, er selbst aber der Glaser sei, der Fürst verlange von ihm, daß er ihm Fenster mache, das heißt, etwas zum Schein, in der That aber zwecke alles dahin, die römische Messe und das Pabstthum wieder einzuführen.

Ich will hier nicht bemerken, daß Philippi Träume häufig etwas Göttliches zu haben scheinen und es sein könnte, er wäre von oben her an den

Ausgang, den so schmähliche Verhandlungen nehmen müßten, gemahnt worden. Das sage ich nur, wenn er selbst von den gegenwärtigen Handlungen hält, daß sie Schein und Trug sind, durch die uns die päbstlichen Gräuel wiederkommen werden, was leistet er selbst dann Hülfe? was entschuldigt er sie? was spinnt er mit an diesem Trug und Schein, gegen das eigne Gewissen? Was legt er uns, den Kleinen Christi, den hülflosen Blinden, Anstöße und Fallstricke vor die Füße?

Diesem könnte ich viel andre Privatäußerungen gegen mich und Andre beifügen, zum offensten Beweis, daß der Herr Präceptor selber in seinem Gewissen wohl fühlt, wie die jetzigen Handlungen der Kirche verderblich seien, doch spare ich die einer andern Zeit und zum Aeußersten auf. Aus diesen eignen Zeugnissen der Männer aber kann jeder, der nur, Gott mehr als die Menschen fürchtend, zugiebt, daß Licht Licht, Nacht Nacht, bitter bitter sei, hinlänglich ersehen, was von den jetzigen Verwirrungen der Kirche zu halten ist.

Weil nun auch ich auf die Weise über die jetzigen Vermittelungen zwischen Christus und Belial dachte, und sah, daß meine Privatgesuche und Bitten an ihn und viele Andre vergeblich seien, so hielt ich endlich, obgleich, wie Gott weiß, ich höchst ungern mich von ihnen trennte und ihr Wohlwollen mir gern für immer erhalten hätte, ich auch besonders als Fremdling Armuth, Landesverweisung, Schande und hundert andre Leiden sowohl für mich als die Meinigen voraussehen konnte — dennoch hielt ich dafür, daß der Dienst in der Sache der Kirche und zu Gottes Ehre allen menschlichen Dingen vorangehe.

Als daher zu Leipzig das neue Interim, gewappnet mit dem Namen und Ansehn unsrer Theologen, öffentlich erschien und ich hörte, wie fromme Leute in der Meißenschen Landschaft und anderwärts Klage erhoben über die Gottlosigkeit dieser Schrift und das Stillschweigen der Unsern, die nach der Veröffentlichung derselben mit ihrer Mißbilligung nicht hervorträten, überdies aber Menschen ohne alle Gesinnung, wie Eisleben *) und Andre, vor aller Welt damit Prahlerei und Gerede trieben, Gott weiß was Alles unsre Theologen wieder angenommen hätten, die Unsern aber durch ihr Stillschweigen dieses Gerede bestärkten, da wurde ich auch begierig, jenes neue Buch zu Gesicht zu bekommen. Nicht ohne großen Schmerz und bittres Seufzen hab'

*) Agricola, damals Hofprediger in Berlin.

ich es denn durchlesen, und gesehen, wie da durch Allgemeinheiten, Zweideutigkeiten und sophistisches Blendwerk fast das ganze Pabstthum in die Kirche Christi zurückgeführt wird.

Von ungeheurem Schmerz ergriffen, dachte ich bei mir selbst: da hast du's nun, das ist's, was bei dem Zusammenstecken, bei dem Heimlichthun mit den Feinden Gottes herauskommt! und ich beweinte das traurige Loos der Kirche, die aus dem hellen Licht des Evangeliums Christi, mit Wissen und Wollen, so plötzlich, so schmählich in die ägyptische Finsterniß zurückkehren mußte.

In diesem Unwillen über die Unwürdigkeit eines solchen Beginnens suchte ich zuerst mit allem Fleiß zu bewirken, daß die Ersten in unsrer Kirche sich gegen jene Gottlosigkeit auflehnten, ermahnte sie selbst und ließ sie ermahnen. Alles, was irgend der Sache dienlich sein konnte, setzte ich in Bewegung. Vergeblich. Ein Gewisser gab zur Antwort: ich bin nun nach gerade schon ein alter Mann, habe seit je mit Aufruhr mich nicht befaßt und will es auch in Zukunft nicht *). Und so mißbrauchte er den schönen Namen des Gehorsams gegen die Obrigkeit zum Deckmantel seines Vergehens, des Abfalls von der Kirche.

Denn das nenne ich abfallen und seine Hülfe der armen Kirche entziehen, wenn man die Irrlehren, die ihre Feinde ihr aufdringen, gewähren läßt und nicht, wo die Zeit es fordert, von seiner Stelle weichen will, anstatt durch ein solches Exil und beständiges Bekenntniß, wo auch immer man sich aufhalte, seine Kirche und alle Frommen in der Wahrheit zu befestigen, den Feinden dagegen Einhalt zu thun.

Doch zur Sache. Als ich sehen mußte, daß bei den Ersten nichts auszurichten wäre, betete und überdachte ich viel, was in solchem Elende zu thun sei. Endlich griff ich denn zu jenem letzten Mittel, selbst etwas gegen das Interim zu schreiben.

Das that ich mit tiefbekümmertem Herzen; denn ich wollte zugleich den Namen der Lehrer schonen und das Heil der Kirche, die Ehre Christi wahren, die durch jenes Verderbniß angetastet wurden.

Nach der Beendigung meines Aufsatzes las ich ihn wieder und wieder, vieles mit trauriger Seele erwägend und alles mildernd, so viel ich konnte.

---

*) Worte, die in Melanchthons Briefen aus dieser Zeit sich oft wiederholen.

Doch fand ich es zuletzt immer besser, dem Namen einiger Menschen zu nahe zu treten, als Christi Evangelium durch die Gräuel des Antichrists beschimpfen, den Antichrist im Tempel des Herrn hausen, und so Gottes Ruhm und das Seelenheil Vieler, darunter auch Derer, welcher Namen anzuführen ich mich scheute, in Gefahr gerathen zu lassen; also schickte ich das Buch in die Druckerei.

Viele klagen nun diese Schrift hart an; ich selbst kann nicht finden, was denn so tadelnswerthes daran ist. Die Irrlehre des Leipziger Interims greife ich mit vollem Recht an. Unsre Lehrer mit Zurückhaltung. Im Vorwort versichre ich, daß die Gottlosen ihnen die Leipziger Handlungen zurechneten und sage zugleich, daß ich das nicht thäte.

Man klagt, ich habe dieselben darin beschimpft und verläumdet, als wären sie von unserm Glauben abgefallen. Mit Unrecht; in meinem Aufsatz kommt davon nichts vor. Wohl aber haben zuerst ihre eignen, wahrlich nicht guten Schriften, die sie auf den Augsburger Reichstag geschickt und welche mit großer Freude von den Gottlosen weit und breit hin bekannt gemacht und wie im Triumphe herumgetragen und aufgeführt worden sind, sie verunehrt und beschimpft. Sodann beschimpft haben sie jene häufigen heimlichen Zusammenkünfte, jenes heimliche Zusammenstecken mit den Bischöfen der Gottlosen. Drittens beschimpft hat sie Eisleben, der oft vor der Gemeine gerühmt hat, sie dächten wie er, ja auf eine Handschrift, die er von ihnen besäße, gepocht, ohne daß sie ihm widersprochen hätten. Viertens beschimpft hat die Verhandlung zu Leipzig sie, von da aus nämlich wurde nach allen Enden berichtet, wie schön sie sich geführt hätten. Fünftens beschimpft hat Eisleben sie, da er auf dem Eisleber und Magdeburger Konvent öffentlich versicherte, daß sie das Leipziger Interim unterschrieben. Nach alle dem erst erschien mein Azarias, der weiter nichts Bittres gegen sie enthält.

Mögen sie übrigens immerhin läugnen, daß sie in irgend etwas gefehlt hätten, sie können es nicht. Wahrlich, schwer gefehlt haben sie in jenen Verhandlungen, wie ich das auch geradezu dem Herrn Präceptor vorwarf. Als er nämlich gegen mich äußerte, die Räthe des Markgrafen *) seien nicht so hinterlistig gewesen als die Unsrigen, denn jene hätten Prediger und Gemeinden nicht getrennt, sondern gelitten, daß beide einmüthig zusammenstimmten, die unsrigen hätten uns aber von den Gemeinden getrennt, erwiderte ich:

---

*) Joachim II. von Brandenburg.

Eure eigne Schuld ist's, Herr Präceptor. Warum habt Ihr zugelassen, daß der gottlose Hof Euer Ansehn zur Verführung der Unterthanen mißbraucht?

Allerdings ist's ihre Schuld, ihre große, sträfliche Schuld. In den ersten Reihen der Bekenner Christi, der Kämpfer gegen den Antichrist, da hätten sie stehen müssen, nicht, wie sie wirklich thaten, in den ersten Reihen der Verfolger, der Streiter für die Erneuerung des Papismus.

Daß sie aber also gehandelt haben, muß dem gewiß sein, der die Leipziger Handlung kennt, und nicht allein das Interim, welches damals Bedenken der Theologen genannt wurde, sondern auch die Schrift gelesen hat, welche die Theologen auf jene Verwerfung des Betrugs und der Gottlosigkeiten von Seiten der Städte und Ritter geschrieben haben und in welcher die Theologen den Abgeordneten der Städte und Ritter jenes ganze Interim aufdringen.

O, mit Worten läßt es nicht genugsam sich sagen, nicht denken läßt es sich, wie sehr die Theologen sich dort vergangen haben. Zuerst haben sie in wiederholten Zusammenkünften, in verborgnen Berathschlagungen mit den Gottlosen jene Schlingen und Netze gestrickt. Dann haben sie dieselben einer Versammlung von ausgewählten, ohne Zweifel nicht allzugelehrten, unvorbereiteten, dergleichen nichts argwöhnenden, besonders von Seiten so verehrter Lehrer dergleichen nicht argwöhnenden Leuten plötzlich über den Kopf geworfen, und als diese Leute mit frommer Scheu zurückwichen, sind sie nur heftiger auf sie eingedrungen. Kurz, nicht nur als stumme Hunde, was auch schon unverzeihlich wäre, als Wölfe haben dort die Hirten sich bewiesen.

Für mein Buch haben übrigens Viele mir ihren Dank zu erkennen gegeben und versichert, daß es ihnen ein Trost gewesen, sie auch hofften, daß es den Leipziger Verderb der Religion verhindern werde.

Aber die Theologen fuhren nichts desto weniger, diese Warnung verachtend, in ihren Verhandlungen fort. Nachher schrieb über die Adiaphora Philippus eine ganz schlechte Schrift. Er, in Gemeinschaft mit einigen Andern, ermahnt darin die Prediger, sich jenem Verderb, der vom Hofe ausgegangen, nicht zu widersetzen. Ein Nürnberger Kaufmann, ein frommer und unterrichteter Mann, machte mich ferner darauf aufmerksam, was ich denn auch zu derselben Zeit aus Briefen des Hieronymus Besoldus an Philippus, die dieser selbst mich lesen ließ, ersah, daß er dieselben Veränderungen auch zu Nürnberg durchzusetzen suche.

Als ich dies Alles erkannte, erschrak ich und sagte zu mir selber: Guter Gott, welcher Eifer ist in diesen Menschen gefahren, jene Veränderungen in allen Ländern aufzubringen und zu betreiben, da er doch früher oft genug mir und Kreuziger und Vielen bezeugt hat, Niemand könne mit gutem Gewissen jenen Berathungen auch nur beiwohnen! Und, dachte ich, wenn dieser Mann nun mit diesen seinen Unterhandlungen so fortfährt, die Gottlosen stark und die Frommen schwach zu machen, um die papistischen Gebräuche wieder in Aufnahme zu bringen, Keiner sich aber ihm widersetzt, was soll das Ende sein von alle dem?

So urtheilte ich denn, daß, ob auch alle Andern schwiegen, ich mit gutem Gewissen nicht schweigen könne. Deshalb gab ich die lateinische Schrift, „daß nichts zu ändern sei", heraus, zur Widerlegung deren über die Mitteldinge. Diese letzte ließ ich als von einem unbekannten Verfasser herrührend gelten, einmal, weil er selbst dem Dr. Adrian gesagt hatte, sie rühre von ihm nicht her, sodann, weil ich seinen Namen schonen wollte und endlich, weil ich es nicht für zuträglich hielt, daß der Kirche der eigentliche Verfasser dieser verwerflichen Schrift bekannt würde. Zugleich gab ich Luthers Briefe mit dem Beigefügten heraus *). Das Scholion Philippizaret ist ohne mein Wissen hinzugekommen **).

Die Gründe, die mich übrigens zur Beifügung jener Briefe bewogen, sind folgende. Erstens ist Jedermann begierig, Luthers Meinung über die jetzigen Kämpfe zu vernehmen. Zweitens sind jene Briefe voller Tröstung und Stärkung, die thun aber unsrer Kirche auf's höchste noth. Drittens hoffte ich, daß jene Leute, wenn sie auch meine und die Bitten und Klagen anderer Frommen verachteten, doch sicher Luthers Stimme, die gleichsam vom Himmel herab ihnen ertönte, beherzigen würden.

Hier kann ich nicht unterlassen, das Wort eines Arztes herzusetzen, das mir große Freude gemacht hat. Als ich zufällig in Hamburg mit ihm zusammen war, empfing ich Briefe aus Wittenberg, in denen man schrieb, die Theologen klagten mich hart an, daß ich weder als ein edler noch auch als ein ehrenhafter Mensch mich gezeigt, indem ich Luthers Briefe habe drucken lassen: Geheimnisse unter Freunden, und darunter gehörten Briefe, dürften

*) Sammlung etlicher Briefe des ehrwürdigen Herrn Lutheri an die Theologos auf dem Reichstag zu Augsburg. 1549.

**) Bezieht sich auf eine Melanchthon verunglimpfende Randbemerkung.

nicht veröffentlicht werden. Darauf sagte Jener: „Mag's immerhin, sicher aber habt Ihr euch als Christen gezeigt, denn mich habt Ihr kräftig getröstet und wohl viel andere mit." So denke ich denn auch, kleinen Anstoß dürfe man immerhin geben, wenn nur dadurch Christi Kirche erbaut und dem Gesetz Gottes, besonders der ersten Tafel, Genugthuung verschafft wird. Denn so muß es gehalten werden, daß das erste Gebot das erste verbleibe, nicht nur der Zahl, sondern auch dem Ansehn nach. Die andern Gründe übergehe ich hier, um Weitschweifigkeit zu vermeiden.

Ich wollte aber auch andrer frommer und gelehrter Leute Meinung über den adiaphoristischen Handel hören, um nichts Uebereiltes zu unternehmen. Deswegen ging ich auf meiner beschwerlichen und gefahrvollen Wanderung *) viele gelehrte und standhafte Männer in dieser Sache an. Ich sah, daß sie mit mir einerlei Meinung seien, nämlich, daß zu dieser Zeit in der Kirche nichts den Feinden Gottes zu Gefallen geändert werden dürfe und jene Veränderungen die Kirche zum Verderben führten.

So ist denn die Angelegenheit bis hierhin gediehen. Ich weiß, daß ich recht handle in derselben und habe für diese Ansicht meine guten Gründe, welche ich hier anführen will. Erstens, Gott weiß, daß ich also handle ohne Aussicht auf irdischen Gewinn, ohne Haß gegen irgend wen, sondern aus lauterm Eifer, die Reinheit der christlichen Religion zu wahren, die Frommen zu stärken, die Gottlosen zurückzuweisen. Zweitens habe ich, wie aus der heiligen Schrift und gelehrter Männer, als Luthers und Anderer Zeugniß, so aus eigner Erfahrung, ja, ich darf hinzusetzen, aus dem Munde gerade Derer, welche jene Veränderungen begünstigen und von denen ich einige Aeußerungen oben durchgenommen, die Ueberzeugung gewonnen, daß dieselben der Kirche zum Verderben gereichen. Drittens hielt ich als Wittenbergischer Professor, da die Gottlosen, ich weiß nicht was Alles von unsrer ganzen Schule aussprengten, für meine Pflicht, dagegen meinerseits meine Meinung kund zu thun. Viertens bin ich durch Eid und Amt gebunden, das Erbtheil unsrer Schule, die Reinheit der Lehre, zu schützen. Fünftens gebietet mir, also zu thun, Gottes Gebot: ihn und den Nächsten zu lieben und die Wahrheit zu bekennen. Denn durch jene Vermittlungen zwischen Christus und Belial wird,

*) Auf der Reise von Wittenberg über Magdeburg nach Hamburg und von dort nach Magdeburg zurück.

wie oben gezeigt, das Heil des Nächsten gefährdet, Gottes Ehre beeinträchtigt, die Wahrheit preisgegeben. Endlich konnte ich meinem Gewissen, das dieses von mir heischte, mich nicht widersetzen.

Immer aber, wenn ich etwas von jenen früheren Schriften wider die Interimshelfer herausgab, beschloß ich es dabei bewenden und nichts weiter ausgehen zu lassen. Aber dennoch, als ich sehen mußte, daß die gerechte Sache so schändlich von den Gottlosen unterdrückt, die armen Schafe von Wölfen zerrissen, die Ehre Gottes vom Antichrist beschimpft wurde, da konnte ich nicht schweigen. Wie Feuer brannte es in meinen Gebeinen. Lache wer will, am letzten Tage wird sich zeigen, ob ich gelogen habe.

Nun möchte ich wohl dagegen wissen, mit welchen Gründen jene ihr Verfahren vor Gott und gerecht urtheilenden Menschen entschuldigen können. So viel ich bis jetzt verstanden habe, ist ihr vornehmstes Argument dies, man müsse nachgeben, damit nicht etwa die von Rom kämen u. s. w., also mit andern Worten, damit der Himmel nicht einfalle. Auf dieses Argument erwidre ich fünferlei. Erstens haben sie keine Gewißheit, daß in der That, wenn sie die Kirche dergestalt nicht verwirrten, die Feinde über sie kommen würden. Schwächere Staaten und Fürsten als ihr Kurfürst, haben heutigen Tags noch nichts angenommen und doch hat der Teufel sie nicht verschlungen. Auch wissen wir, daß in diesen dreißig Jahren und auch in älteren Zeiten schwere und schwarze Wolken, die mit Sturm und Ungewitter daherfuhren, durch den leisesten Windzug von der kleinen Heerde des Herrn weggescheucht worden sind. Auf diesen Ausgang aber in den augenscheinlichsten Gefahren hoffen, ist die Sache des Glaubens. Laßt uns drum ruhen und sicher sein in der wahren Religion Christi, für die wir so lange gepredigt haben, nicht aber die Kirche zerrütten und die Ungläubigen in ihrem Triumph über die Kirche und ihrer Lästerung gegen den Herrn bestärken.

Fürs zweite, Keiner kann sagen, daß auf diese Weise die Tyrannen verhindert würden, gegen unsre Kirche zu wüthen. Der Teufel und die dem Teufel dient, die Welt, läßt sich nicht mit so Kleinem, wie sie es nennen, abfinden. Auch haben die Theologen kein Versprechen der Gewalthaber, und hätten sie es auch, so hat doch die Erfahrung uns Alle auf's gründlichste belehrt und thut es noch täglich, wie viel man darauf zu geben hat. Ich für meinen Theil möchte um all' ihrer Versprechungen willen auch nicht Einem von den Kleinen Christi ein Aergerniß geben.

Ueberdies ist es wenig christlich, geschweige theologisch, zu glauben, daß man Frieden haben könne, wenn man die Menschen beschwichtigt und Gott dabei beleidigt. Denn die Tyrannen sind Zuchtruthen in Gottes Hand nach dem Zeugniß des Jesaias. Deshalb ist die Hand, nicht die Ruthe zu beschwichtigen. Daß man Gott aber mit solchem Verfahren beleidigt, ist oben gezeigt. Denn wer immer wissentlich die Gottlosen bestärkt, die Frommen aber versucht und schwach macht, der beleidigt Gott, wie Paulus 1. Kor. 5 bezeugt, wo er spricht: Wenn ihr aber also sündiget an den Brüdern und schlaget ihr schwaches Gewissen, so sündiget ihr an Christo. Und wäre es auch möglich, die Ruthe trotz der Hand zu beschwichtigen, dann wäre zu fürchten, jene ausgestreckte Hand des allmächtigen Gottes möchte die Ruthe wegwerfen und mit dem Hammer uns zerschmettern.

Früher sind wir gestraft worden, weil wir frommen Fürsten vertrauten, jetzt werden wir erst recht gezüchtigt werden, da wir von gottlosen unser Heil, Christo zur Schmach, erwarten. Unser Glaubensbekenntniß müßte heißen: Ich glaube an Einen Gott, den allmächtigen Vater und an seinen eingebornen Sohn u. s. w., nicht, Ich glaube an mächtige Menschen, selbst jedem Zufall ausgesetzt und der Allmacht Gottes unterworfen. So werden wir vielmehr, statt sie abzuwenden, Strafen uns zuziehen.

Zum dritten, weit besser wäre es nach Christi eignem Wort, an einem Mühlstein von den Spaniern mitten in die Elbe geworfen zu werden, als Einen seiner Kleinen zu ärgern. Vielmehr also müßten wir dies und jedes Aeußerste auf uns nehmen, als so unzähligen seiner Kleinen Aergerniß zu geben. Und selbst wenn er damit keins seiner Schafe dem Wolf in den Rachen lieferte, dürfte der Hirt seine Heerde nicht sogleich verlassen. Hätten doch auch die Prediger andrer Orte, die noch nicht auf beiden Seiten hinken, nicht ihre Gemeinden verlassen sollen. Warum sollen die Hirten nicht lieber etwas Ungemach mit ihrer Heerde von den Wölfen erdulden, als die Flucht ergreifen, oder auch durch Opfer die Wölfe beschwichtigen?

Zu dieser Standhaftigkeit zu ermahnen und anzutreiben, wäre aber die Pflicht unsrer Theologen gewesen. Wären sie der bei Zeiten nachgekommen, so hätte gewiß bei den Unsern, den Lehrern sowohl als Gemeinden, etwas mehr Standhaftigkeit sich finden und nicht so viele Kirchen bis zu diesem Grade sich zerrütten lassen. Nicht aber hätten sie mit eignem Beispiel und eigner That und obendrein noch durch Beschimpfung Derer, die sich standhaft bezeig-

ten, den Muth der Unsrigen brechen und Gottes und der Kirche Namen verunehren sollen. Denn da hieß es, wenn Jemand beharrlich sich entgegensetzte: Seht da den Starrkopf, den Lärmblaser, den feigen Prahlhans! laßt die Gefahr erst kommen, dann wollen wir sehen, wie er beigeben wird, und was der schönen Worte mehr waren, mit denen man uns verdächtigte und die Andern schreckte.

Auch läßt nicht gleich der Prediger, der gezwungen von seiner Stelle weicht, seine Kirche im Stich *). Christus, wenn er aus Nazaret oder von sonst wo wegen der Grausamkeit der Gottlosen weicht, in der Absicht, bei erster Gelegenheit wieder zurückzukehren, läßt jene Kirche damit nicht im Stich, sondern durch sein standhaftes Bekenntniß erbaut er sie und kräftigt sie in der gehörten Lehre. Paulus, wenn er um der Wuth der Gottlosen willen aus Ephesus flieht, läßt jene Kirche nicht im Stich, sondern stärkt sie durch sein standhaftes Bekenntniß und denkt darauf, auch in seiner Abwesenheit durch Briefe, oder, wenn die Gelegenheit sich böte, von Angesicht zu Angesicht die Epheser zu befestigen. Anders aber, wenn er der öffentlichen Ruhe halber den Pomp und Kultus der Ephesischen Diana in die Kirche hätte einführen oder pharisäische Gebräuche wiederherstellen wollen; dann hätte er in der That, sowohl diese als unzählig andre von ihm gegründete Kirchen in Stich gelassen, ja geradezu verrathen und verdorben, und nicht sie allein, sondern auch die ganze Nachkommenschaft. Dasselbe könnte von Elias, Athanasius und andern Vätern gelten, deren Beispielen wir fromm nacheifern sollen.

Besser ist's, Gut, Leben und Versammlungen der Frommen, als ihr Gewissen zu gefährden. Jener Seelenwolf und Lehrer der Lüge, der Satan, verschlingt nicht eher ein Lamm Christi, als bis es selbst sich ihm ergeben hat. Leichter aber stürzt das Schaf sich dem Wolf in den Rachen, das seinen eignen Hirten schon Freundschaft mit ihm schließen sieht und die Hunde ihn nicht mehr durch Bellen verklagen hört, als das, vor dessen Augen Hirt und Hund das Aeußerste in erbittertem Kampfe mit ihm wagen.

Nicht durch ein bequemes und ruhiges Leben hat Christus seine Kirche aufgebaut, sondern durch hartes Elend aller Art und endlich seinen jammervollen, schmählichen Tod. So wird auch durch die Leiden, welche den Lehrern

*) Geht auf das Argument, daß die Geistlichen sich lieber in einige, wenn auch beschwerende Anmuthungen fügen, als ihre Gemeinden in Stich lassen sollten.

ein standhaftes Bekenntniß zuzieht, die Kirche nicht zerstört, sondern im Gegentheil gegründet, nach jenem alten Wort, Durch das Blut der Märtyrer wird die Kirche begossen und nach dem Ausspruch, den neulich ein Lehrer aus Paris in Hamburg that, daß aus der Asche der Scheiterhaufen in Frankreich Christen erstünden.

Unsre Lehrer hätten wahrlich kräftiger die Kirche Christi auferbaut, wenn sie in muthigem Bekenntniß mit ihrem Exil, oder auch, wenn es so dem Herrn gefiel, durch ihren Tod ihre Lehre besiegelt hätten, als wenn sie jetzt lange Jahre vor der zahlreichsten Zuhörerschaft weiter lehren. Immer von nun an werden der Teufel und die Gottlosen und die eigne Vernunft armen Gewissen zuraunen: Deine Lehrer lassen dies und das, und du? Wie? bist du klüger, heiliger als sie?

Viertens giebt es, wie die ganze Kirchengeschichte bezeugt, gewisse Zeiten und Stunden, wo die Finsterniß Macht hat, wo dem Teufel gestattet ist, freier gegen die Kirche zu wüthen und Christus von den Seinen standhaftes Bekenntniß fodert. Wenn dergleichen Kämpfe auch in diesen Gegenden schon lange Zeit nicht mehr waren, so zweifle ich doch nicht, daß sie jetzt gekommen sind. Denn überall sehe ich die Guten leiden, von Christus gleichsam absichtlich alles menschlichen Schutzes beraubt und dem Satan zur Sichtung anheimgegeben, um so zu erproben, wie standhaft Jeder sich befinden lasse.

Und da sage ich denn dies: wenn Jemand, besonders ein in der Kirche angesehener Mann, eine Weise erfindet, wie er, ohne seine Stelle aufzugeben, sein gutes Gewissen und standhaftes Bekenntniß wahren und nichts desto weniger dem Kreuz entgehen kann, der soll mir weiser als der Sohn Gottes selber sein.

Zum Letzten, wir haben es hier nicht zu thun mit billigen Leuten, die sich genügen und mit ein wenig Nachgeben zufrieden stellen ließen, sondern mit Feinden Gottes, die, und wären sie von Natur noch so gut, doch so mit dem Gift des Satans erfüllt sind, daß sie bis auf's äußerste in ihrem Hasse gegen uns gehen und nur durch das Aufgeben unsrer ganzen Religion versöhnt werden können. Feig und muthig sind sie, wie ihr Vater, der Teufel, zu gleicher Zeit, wer auf sie eindringt, den fliehen, wer weicht, den bedrängen sie — wie das die Erfahrung gelehrt hat, denn Luther haben sie geehrt und gefürchtet, uns aber verachten und treten sie mit Füßen. Oft habe ich im Gespräch zum Herrn Philippus gesagt, „Doktor Präceptor, je sanfter Ihr

seid, desto ungebärdiger werden die Feinde, je mehr Ihr nachgebt, desto mehr nur fodern sie", und das gestand er selbst auch ein. Deshalb wird unser Zagen und Weichen sie nur ermuthigen, Mehres und Größeres zu verlangen. Und das geschieht ja schon jetzt.

Die Erfahrung könnte uns lehren, wie wenig jene philosophische Nachgiebigkeit der Kirche frommt. Erstens sind — um nicht mehr zu sagen — so schüchterne, so frostige Erklärungen nach Augsburg geschickt worden, daß man mit vollem Recht behaupten kann, die haben das Interim hervor- und herbeigerufen. In einem deutschen Gutachten steht geschrieben: „So aber bei der Kaiserl. Majestät zu erlangen wäre, daß Ihre Majestät, wie zu Speier berathschlagt, zulassen wollte, daß man auf beiden Seiten Bedenken zu einer Vergleichung einbrächte, dieses mag man bei Kaiserl. Majestät versuchen." Hier wird in klaren Worten das Interim erbeten. Und in einem gewissen Brief *) heißt es: „Ich werde es nicht hindern, daß der Fürst nach seinem Wunsch über den Religionszustand bestimmt, sondern entweder schweigen oder mich zurückziehen." Aehnliches wird wohl auch in Briefen stehen, die mir nicht zu Gesichte gekommen.

Hätte in diesem Tone Luther vor zwanzig Jahren an einen solchen Konvent der Gottlosen geschrieben, schon damals hätten wir so ein Interim gehabt. Ich zweifle nicht, daß auch schon diese Schreiben, da sie von den ersten Männern unsrer Kirche herrühren, Jene nicht wenig ermuthigt haben. So erzählte mir ein frommer Mann, der auf Philippus Vieles hielt, daß der bekannte Brief an Karlowitz zu Augsburg wie eine Monstranz — seine eignen Worte — herumgetragen worden. Auch sagte er, er wisse aus guter Quelle, der Kaiser, da ihm der Brief, von wem weiß ich nicht, aber wohl von Karlowitz selbst, vorgelesen worden, habe geäußert, „Den habt ihr, sehet zu, daß ihr ihn haltet". Dasselbe hörte ich auch von andern frommen und angesehenen Männern.

Und nicht allein zum Aeußersten angetrieben und ermuthigt haben jene Schriften die Feinde, sondern auch die Waffen ihnen in die Hand gegeben. Denn den Bucer hat man mit denselben bekämpft und die Regensburger Prediger, und überall sind mit ihnen die Frommen bedrängt worden und werden es heutigen Tages noch: „Da sieh, heißt es, wie Jene denken, wer

---

*) Melanchthons an Karlowitz.

bist du, verstehst du es besser als sie?" Aus Ungarn hat man dem Herrn Präceptor und Andern geschrieben, daß die Räthe Ferdinands jene furchtsamen und wankelmüthigen Schriften unsrer Theologen in ganz Ungarn verbreitet haben, dasselbe, was auch in Deutschland geschehen ist. So daß die Schriften der Unsrigen in der Hand der Gottlosen die wirksamsten Mittel zur Zerstörung unsrer Kirche geworden sind. O dieser Herzen, härter als Kieselstein, die durch all' das schon gegebene Aergerniß sich nicht bewegen lassen, in Zukunft wenigstens Aehnliches zu vermeiden!

Und noch immer wird nicht abgelassen! Als ich in Hamburg mich aufhielt, schrieb Jemand an einen Märkischen Prediger, der Bürgermeister von Brandenburg habe auf dem Berliner Landtag zu einigen Predigern, die dem Interim sich widersetzt, gesagt: „Was wollt ihr viel streiten darüber? Philippus hat gesagt, er wolle lieber das ganze Interim annehmen, als die Kirche verlassen." So ist denn überall, wo man die Kirche niederreißt, nur jenes *αὐτὸς ἔφα* oder *αὐτοὶ ἔφασαν* die Losung. Was aber gilt's, daß dieses gottlose Epha noch einmal wird zu Schanden werden und nur Neum Jehova gelten wird, „der Herr hat's gesagt". So viel auf jenes: es möchten die Römischen über uns kommen, dem, denk ich, hiemit genug geantwortet ist.

Was sie nun ferner über die Ordnung und Zucht sagen, um so ihre Verführungskünste mit etwas guter Farbe anzustreichen und zu überdecken und ihnen „einen Schein", wie es in dem Traume heißt, zu geben, so wird das ohne alles Recht hieher gezogen. Denn das ist doch gewiß, daß die Fürsten, denen zu Willen man jene Verhandlungen betreibt, keineswegs auf Wiederherstellung der Zucht es dabei abgesehen haben, was auch der Brief an die Hamburger offen einräumt. Auch nicht einmal die Pseudospiritualisten, diese Elenden, denen zu Liebe all' die Veränderungen vorgenommen werden, wünschen die Kirchenzucht wiederhergestellt. Daß der Bann wieder gälte, möchten sie, aber nur, um durch ihn ihre Tyrannei zu befestigen, wahrlich nicht, die eignen und Andrer Leidenschaften zu zügeln. Die Erbauung der Kirche erfodert keine andre Zucht und Ordnung, als welche bis jetzt in ihr gegolten hat, die auch jene Verbesserer selbst vor wenig Monden noch gebilligt haben — es müßte denn in dieser kurzen Zeit eine andre Welt entstanden und die Natur der Dinge plötzlich verwandelt worden sein.

Ferner, wenn mir Undankbarkeit vorgeworfen wird, so ist das zwar ein schweres Vergehen und kann mir mit einigem Schein Schuld gegeben werden,

aber mein Gewissen spricht mich frei, so wie ich auch nicht zweifle, daß Christus am jüngsten Tage mich frei sprechen wird und schon in diesem Leben alle Diejenigen, denen an der Wahrheit, an der Ehre Gottes und dem Seelenheil der durch Christi Blut Erlösten mehr gelegen ist, als an Eines Menschen oder auch zweier, zeitlicher Würde und zeitlichem Ansehn.

So antworte ich denn kurz, ich habe meinen Lehrer so gut geliebt als irgend ein Andrer und führe zum Beweise nur Folgendes an. Als vor anderthalb Jahren seine tägliche Abreise zum Tridentinischen Concil erwartet wurde und man allgemein hierin die äußerste, unvermeidliche Gefahr, sowohl für ihn als seine Begleiter erblickte, habe ich, da ich italiänisch spreche, das er dort gebraucht hätte, mehr als einmal und auf das bereitwilligste mich ihm zum Begleiter, auch falls der Kerker ihn erwarten sollte, angeboten. Auch habe ich in diesem halben Jahr ihn wohl mehr als hundertmal gebeten und freimüthig ermahnt, doch in der Religion den Feinden Gottes nichts nachzugeben, was doch, wie ich es ja mit zu seinem Besten und, wie Gott weiß, nicht ohne eigne große Sorge und Bekümmerniß gethan habe, klar meine Gesinnung gegen ihn an den Tag legt.

Als nun der erwähnte Brief an Karlowitz und andre verwerfliche Schriften öffentlich wurden, da hielt ich, obgleich es auf's tiefste mich schmerzte, daß den Feinden Gottes ein solcher Mann und zwar nach seinem Tode und von seinem genauesten Freunde zur Verspottung sollte preisgegeben und zugleich das Evangelium Christi durch solch ein Zeugniß verdächtigt werden, ich also hinlänglichen Stoff hatte, den Schreiber des Briefes bloß zu stellen, und im Eifer für eine gute Sache, nämlich zur Ehrenrettung des Gottesmanns und so auch zugleich seiner Lehre dies zu thun hätte scheinen müssen, hielt ich doch noch an mich und wollte lieber dem Uebel im Stillen begegnen. So setzte ich denn Alles, was ich nur konnte, in Bewegung, theils persönlich, theils durch Andre, und suchte vor Allem durch ernstliche Ermahnungen ihn selbst zu seiner Pflicht, der Aufrechthaltung des Glaubens, zurückzurufen.

Als ich aber endlich erkannte, daß Alles vergeblich wäre und er täglich mit größerm Eifer die Wiederherstellung des Pabstthums sich angelegen sein ließ, da beschloß ich, von meinem Gewissen überwältigt, dem Gebot Christi, ihn mehr als Vater und Mutter und die eigne Seele zu lieben, Gehorsam zu leisten. In dieser Gesinnung bestärkte mich noch der Ausspruch Pauli,

daß sein eignes und andrer Lehrer Ansehn nur zur Erbauung, nicht zur Zerstörung der Kirche gelten dürfe.

Gott weiß, was jener Entschluß mich kostete. Hundertmal habe ich vor Gott oder in Gegenwart meiner Freunde gewünscht, daß ich doch, oder so von meines gleichen ein andrer ungelehrter Schlingel, so einer von gestern, das gethan hätte und nicht ein solcher Mann! Die Kirche stände sich dann doch besser dabei. Ja, oft habe ich so gewünscht, statt seiner ein Fluch zu werden. Oft auch, wenn ich die Lage unsrer Kirche erwog, gemeint, daß ich nimmer geglaubt hätte, es würde noch die Zeit kommen, wo unsre Lehrer mit den Feinden der Kirche, den Bischöfen, sich berathschlagen und so uns arme Jünglinge, ihre Schüler, zwingen würden, auf Feindschaft wider sie zu sinnen, wenn wir anders den Glauben unbefleckt erhalten wollten.

Und wahrhaftig, noch jetzt sind mir nicht Exil, nicht Armuth, nicht Schande, nicht die Trennung von den Theuersten, noch die Unbill die sie erleiden, nicht die unzähligen bittern Drangsale und Gefahren meiner Wanderschaft so traurig, als der Anblick dessen, daß solche Männer solches thun. Ja, oft wenn ich das bedenke, bitte ich zu Gott, daß er aus diesem Leben, diesem unseeligen Zustand der Dinge mich hinwegnehme und ich preise das Loos meines Söhnleins glücklich, das geboren wurde, während ich in der Fremde weilte und das der Herr, nach seinem Namen Honnenias sich seiner erbarmend, aus diesen und wohl größern noch zu erwartenden Drangsalen der Kirche erlöst und wenig Tage nach seiner Geburt, noch ehe ich es gesehen, zu sich genommen hat.

A Lasko äußerte neulich zu Hamburg, die Davidianer lachten nun in's Fäustchen, daß, wie sie lehrten, zu bekennen und zu leiden sei unnütz, nun auch unsre Theologen Aehnliches thäten. Hätten unsre Lehrer durch standhaftes Bekenntniß und Leiden ihre Lehre besiegelt, bei aller Nachwelt hätte das Ansehn der Schule zu Wittenberg geblüht. Jetzt dagegen, nun sie sehen, wie schmählich sie wanken, jetzt sagen und werden in aller Nachwelt Viele sagen, die Streitigkeiten unsrer Schule wären bloß Weibergezänk solcher Leute, die aus Unrecht Recht zu machen verstanden hätten. Wir wären leichtfertige Menschen, schwaches Rohr gewesen, das von jedem Winde sich hätte biegen lassen; kaum wäre ein andrer Fürst andren Sinnes gewesen und hätte von uns etwas andres gefordert, gleich hätten wir das Christenthum nach seinem Geschmack und Gaumen zugerichtet; ja das werden sie sagen und so das

ganze Evangelium verdächtigen. Wissenschaft und Gelehrsamkeit werden in Verruf, die Wiedertäufer aber und andre Schwärmer zu Ehren kommen; denn sie scheuen doch Armuth und Tod nicht für das, was sie einmal bekannt haben.

In dergleichen traurigen und, fürchte ich, nur allzuwahren Gedanken wünsche ich mir denn oft, wie wohl viele Fromme mit mir, den Tod. Andre freilich haben andre, nicht so trübsinnige Gedanken, und preisen vor ihren Gemeinden gar herrlich den jetzigen Stand der Dinge und scheuen sich nicht, wer weiß was für eine Zucht und Ordnung, sicher aber das goldne Zeitalter zu versprechen.

Es läßt sich ja nicht läugnen, daß die öffentlichen Drangsale schwer und vielfach sind, aber dennoch würden unsre ersten Lehrer, wenn sie die schuldige Standhaftigkeit bewiesen hätten, die armen Kirchen trösten und zur Beständigkeit im Glauben, in Bekenntniß, in Kreuz und Gebet haben anfeuern können und viele Frommen würden so aufgerichtet worden sein, daß ein kräftiges Vertrauen sie die Hälfte des Unglücks hätte vergessen lassen. Jetzt aber, da man nicht nur sie nicht zur Standhaftigkeit anfeuert, sondern sogar Luther der Zanksucht beschuldigt, die frommen Kirchen der Unordnung bezüchtigt, die Gegner aber nicht undeutlich lobt und erhebt und sich endlich ganz wieder in die papistische Kirchenform hineinbegiebt, verwirrt man dergestalt die armen Gewissen, daß es ein Entsetzen ist, wie elendiglich die Gemüther der Gläubigen gemartert werden.

Da aber denken sie wohl noch also über das Geschehene, als hätten in Wahrheit wir die Kirche zerrüttet und uns nicht um des Evangelii Christi, sondern um einer Irrlehre und um einiger hartnäckiger Menschen Behauptungen willen unsere Leiden zugezogen. Und freilich in welche Leiden, welche Armuth, Knechtschaft und Schande sind wir gerathen! Was aber wird nachkommen? Wenn nicht alles trügt, papistische Messe, spanische Tyrannei und noch Aergeres.

Wie Moses und jener Prophet zu rufen: Steht und ihr werdet die Hülfe des Herrn kommen sehen über euch, Juda und Jerusalem, das wäre ihres Amtes gewesen. Sie aber schreien: Gebt nach, unterwerft euch dem Antichrist und Pharao, und ihr werdet gerettet werden.

O könnten oder wollten doch endlich diese Menschen einsehen, wie elend sie die Gewissen martern und morden, indem sie so schmachvoll abfallen! wollten sie doch das Uebel in seiner ganzen Größe erwägen! Aber wiewohl sie

zugeben, daß sie durch ihr Verfahren die frommen Gemüther betrüben, zu Schwachheit und Zweifeln verführen, doch fahren sie fort in ihrem Beginnen, dem Volke den gestiefelten Fürsten zu predigen*), den gegenwärtigen Stand der Dinge zu preisen, zu läugnen, daß der Kaiser den Verderb der Lehre beabsichtige, zu Hochzeiten und Festgelagen und an die Höfe der Fürsten, bald hier bald dort hin, fröhlich herumzufahren.

Bis hieher, gelehrte Männer, habe ich euch Rechenschaft über meine Handlungsweise abgelegt. Ich habe gezeigt, daß wichtige und ernste Gründe mich bestimmten, also zu thun. Die aber, welche das Entgegengesetzte thun, habe ich, sowohl anderweitig, als auch aus ihren eignen Reden und Schriften überführt, der Kirche Verderbliches zu thun. Auch zweifle ich nicht, daß, wie mein Gewissen in meinen Gebeten zu Gott mich in dieser Sache frei spricht, so auch Christus am jüngsten Tage mich frei sprechen wird. Ja auch an dem günstigen Urtheile aller Wohlgesinnten zweifle ich nicht, die, bei richtiger Einsicht in die Sache, von Ernst und Eifer für das Haus des Herrn erfüllt sind.

Bis hieher also habe ich Rechenschaft abgelegt von meinem früheren Verfahren, jetzt will ich in Kürze noch angeben, was ich in Zukunft zu thun noch im Sinne habe. Gott ist mein Zeuge, daß ich die Ruhe und den Frieden herzlich wünsche und, wie mit allen Menschen, so besonders mit unsren Lehrern eins sein möchte. Aber, wie gesagt, in der Weise, daß wir in Christo eins wären, das heißt, daß unsre Einigkeit zur Erbauung, nicht zur Zerstörung der Kirche gereichte. Das ist ja auch des Herrn Jesu und aller Frommen Wunsch, daß wir einträchtig sein und in Einmuth die Kirche erbauen möchten.

Deshalb, bei jenem furchtbaren Richter, der am letzten Tage kommen wird, beschwöre ich die Theologen, meine Herrn und Lehrer, daß sie doch endlich mögen nachlassen, unsre Kirche trügerischerweise dem Pabst in die Hände zu liefern, dagegen, selber standhaft, auch andre, wie sie das zu Luthers Lebzeiten zu Frommen und Seegen gethan haben, im standhaften Bekenntniß

*) Ocreatus princeps. Wenn dieses Beiwort den Herzog nicht bloß als einen kriegerischen Fürsten bezeichnen soll, so wird in einem Briefe Bugenhagens an Herzog Albrecht von Preußen (Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten mit Herzog A. v. P.) ein Umstand erwähnt, auf welchen es sich beziehen könnte: „Da ist zu uns gekommen — auf der Predigerversammlung zu Grimma — mein gnädiger Herr, der Kurfürst, in Stiefeln und Sporen und hat das Buch von uns genommen.“

zu befestigen. Unsre Sache muß, wie Luther seeligen Andenkens gesagt hat, ohne Furcht um künftige Kämpfe, bekannt und gehalten werden. Nicht mögen sie sich trennen von diesen Kirchen Christi, nicht an einem Joch mit den Ungläubigen ziehen, nicht sich zur Rotte und zu den Gräueln des Antichrists verstehn, nicht Denen die Herrschaft über die Kirche zugestehn, denen wir auch die geringste Gemeinschaft versagen sollten, dem Antichrist und seinen Dienern. Wenn sie das thun wollen, dann will ich nicht bloß keinen weitern Streit gegen sie erregen, sondern auch mich demüthig ihnen zu Füßen werfen.

Sind sie daher zu Ruhe und Frieden geneigt, wie sie doch sagen, so mögen sie ablassen Dinge zu unternehmen, aus denen, nach ihrem eigenen Geständniß, Unfriede und Zerrüttung folgen muß. Sie mögen etwas thun für Ruhe und Eintracht, es steht in ihrer Gewalt. Nichts Ungerechtes oder Schwieriges verlangen wir. Aber endlich mögen sie davon ablassen, auf eine Weise zu verfahren, die nicht nur Dr. Martin Luther und andre ausgezeichnete Männer, sondern auch sie, sowohl früher, z. B. im Brief an die Nürnberger, als jetzt, wie oben dargethan, verwerfen und die auch eben in diesen Tagen die traurigste Erfahrung als verwerflich darthut. Wenn sie das thun, dann werden sicherlich mit einem Male all' jene Bewegungen sich legen.

So zu thun fordert, da er ja selbst viel giebt auf seine Träume, auch jener Traum den Herrn Präceptor auf. Ihm träumte nämlich, er sei, den höfischen Juristen folgend, in einen engen Gang gerathen und so gefährlich gefallen, daß er wenig gefehlt in eine naheliegende Grube gestürzt wäre und nur mit Noth zurückgekommen sei. Möge er also zusehen, daß er nicht allzuweit sich wage, sondern noch wie durchs Feuer gerettet werde.

Wenn aber unsre Theologen von ihrem Beginnen nicht ablassen, also nach ihrem eignen Geständniß nicht ablassen, die Ungläubigen zu stärken und die Frommen zu Fall zu bringen, dann werde weder ich, noch werden ihrerseits viele andre bessre und gelehrtere Männer nachlassen können, jene Künste und Anlässe zur Wiederaufrichtung des Antichristenthums zu bekämpfen und zu nichte zu machen. Christus selbst aber, wie bisher, wird auch ferner Denen beistehn, die dem Antichrist sich widersetzen.

Es handelt sich hier wahrlich nicht um Kleinigkeiten und ist schlecht an der

Stelle, daß Einige den Unerfahrnen als Beispiel jener Veränderungen immer von einem „weißen Chorrock“ reden. Viele und schwere Schläge haben in Folge jener Vermittlungen die Kirche Christi getroffen. Unter andern wird dem Antichrist das innerste Heiligthum des Tempels geräumt. Denn auch der Artikel vom Glauben und von der Rechtfertigung wird nach dem Geschmack der papistischen Bischöfe zurechtgemacht und gänzlich entstellt, wie das nicht nur im Leipziger Interim, sondern auch aus einem Gutachten von Zelle zu ersehen ist, wo es heißt: „Wir streiten nicht vom Wörtlein Sola“, wo a[illegible] mit klaren Worten der Satz, daß wir allein durch den Glauben Rechtfertigung erlangen, von der Hand gewiesen wird. Und nirgends in jener neuen Abkunft findet sich etwas davon, daß wir allein durch den Glauben und allein durch Christum gerechtfertigt werden. Kurz danach heißt es in derselben Schrift: „Gleich als sei der Mensch nicht vornehmlich gerecht und angenehm vor Gott um des Mittlers willen durch den Glauben, sondern u. s. w.“ Das stimmt trefflich mit jenem Obigen, denn hätte man richtig und nach unsrer Meinung reden wollen, so müßte stehen: allein um des Mittlers willen. Gestehen sie selbst doch in ihrem Pegauer Gutachten: „Wir lassen viel streitige, großwichtige Sachen vorüber gehen.“

Es sind also nicht Geringfügigkeiten, um derentwillen ich streite, noch verlange ich von Jemand, daß er aus Gunst zu mir oder Haß gegen Andre anders richte, als ihn das eigne Gewissen vor Gott überführt. Das aber verlange ich, daß ein Jeder so richte und handle, daß er vor jenem schrecklichen Richter, dem in Wahrheit kein Ansehn der Person gilt, bestehen könne und daß er Gott mehr als Menschen fürchte. Denn wahrlich, es frommt nicht, in diesem Jammerthal die Schätze, Würden und Gunst der ganzen Welt zu gewinnen und darüber selbst zu Grunde zu gehen.

Schließlich beschwöre ich euch, mir zu antworten, was ihr von dieser Sache haltet und ob ich in Sicherheit und ohne Verläugnung der Wahrheit bei euch mein Amt verwalten kann. Wo nicht, auch dann gebe ich mein Amt nicht auf, sondern will unsrer Schule nicht weniger als irgend einer der wirklich im Amte Befindlichen beistehen in der Aufrechthaltung ihres Erbtheils, der unverfälschten Religion Christi, wie ich das auch bisher, oder vielmehr durch mich Jesus Christus gethan, der ja auch durch mich jenen verlarvten Dämon, das neue Interim, zurückgescheucht hat.

Wenn ihr mir aber einen andern Weg zeigt, auf dem ich besser der Kirche dienen kann, so ist Gott mein Zeuge, daß ich eure Ermahnung nicht verachten werde. Vor wenigen Wochen habe ich eben hierüber an den Herrn Präceptor geschrieben. Er hat mir aber nicht einmal geantwortet. Auf die Weise wird aber der Streit nicht beigelegt.

Gott der Herr und unser Herr Jesus Christus regiere mit seinem heiligen Geiste euch, mich und die ganze Kirche, damit wir also denken und handeln, wie es zu Christi Ehre, zum Schimpf und Umsturz des Antichrist, zum Heil der armen Seelen noth thut. Amen.

II.

Erzählung der Verhandlungen und Streitigkeiten des Flacius Illyricus. *)

Es ist ein strenges, oft wiederholtes Gebot des Herrn an die Israeliten, daß sie sich fleißig der Knechtschaft, unter der sie in Aegypten geschmachtet und der Gnade, mit welcher er sie wunderbar errettet, erinnern sollten: ein Gebot, das auch uns gilt. Auch wir also müßten jener traurigen Zeiten des Interims, da das deutsche Reich fast gänzlich in die Knechtschaft der Spanier gefallen, da Religion und Kirche von ihren Feinden und den eignen Anhängern in jenen schmählichen Vermittlungen zwischen dem Teufel und Christus wieder an Pharao verrathen war, und müßten mit dankbarem Herzen der Errettung von Kirche und Staat aus jenen Nöthen eingedenk sein. Thäten wir nun wie dieses Gebot befiehlt, so wäre es wahrlich leichter die Sache Derer zu führen, die in jenen bösen Tagen ihr Leben an die einmal erkannte und ergriffene Wahrheit, an die Abwehr der verderblichen Anschläge setzten und Andre zu gleicher Standhaftigkeit zu bewegen suchten. Nun aber, da Gottes unendliche Güte alles wieder zum Bessern gewandt hat, bewähren leider die Meisten die Wahrheit jenes alten Sprichworts: „Da der Kranke genas, wurde er ärger denn je zuvor er was."

*) Auf Veranlassung der Straßburger Theologen 1568 von Flacius abgefaßt, da jene bei seiner Niederlassung unter ihnen über das wahre Verhältniß der ihnen nur im Allgemeinen oder aus den Anklagen seiner Gegner bekannt gewordenen Verhandlungen und Streitigkeiten das Genauere und Zuverlässigere durch ihn selbst zu erfahren wünschten. Die Schrift findet sich Lateinisch in Schlüsselburgs catalogus haereticorum Lib. XIII.; Deutsch bei Heldelins Leichenpredigt auf Flacius.

Es ist das freilich etwas allgemein Menschliches, während man Wohlthaten, die man selbst Andren erweist, hoch angeschlagen und gerühmt wissen will, die von Gott uns erwiesenen im Augenblick wieder zu vergessen; aber die Bekenner der Wahrheit treibt es: für die Wahrheit zu zeugen, die Thaten Gottes an der Kirche selber zu preisen und Andre zu ihrem Preis zu ermuntern.

Da nun die schimpflichsten Erdichtungen über den Widerstand, den ich, oder vielmehr durch mich der heilige Geist, den adiaphoristischen Verfälschungen geleistet, in Menge verbreitet sind, so sehe ich mich durch die Aufforderungen meiner Freunde wie durch mein eignes Gewissen genöthigt, die Geschichte jener Verhandlungen kurz und wahr zu erzählen, und das zwar nicht so sehr um meiner Person willen, als damit die Wahrheit, die ich bisher in Streit und Hader gegen so mancherlei Irrlehren vertheidigt habe, jene Gerüchte zu Schanden mache und Gottes Güte um so höher gepriesen werde.

Wohl weiß ich, daß diese Erzählung den Unwillen Vieler auf sich ziehen wird, als suchte ich mich selbst über Gebühr zu erheben, gewisse andre hochangesehene Männer aber unbillig zu verkleinern. Aber das soll mich nicht hindern, im Vertrauen auf Gott, der, besonders wo es die Religion gilt, strenge Wahrhaftigkeit anbefiehlt und im Vertrauen auf mein gutes Gewissen, das tausend Zeugen aufwiegt, meinen Vorsatz durchzuführen. Hat doch auch Paulus im Kampf für die Wahrheit und die Würde seines Amts nicht angestanden, sich und was er gethan gewaltig zu rühmen, den Petrus und Barnabas aber angesichts der ganzen Kirche und aller Nachwelt auf das entschiedenste zu tadeln.

In meiner größern Vertheidigungsschrift an die Wittenberger habe ich nun schon berichtet, wie ich aus reinem Eifer für das erneuerte Evangelium auf den Rath des damaligen Minoriten-Provinzials Baldus Lupetinus nach Deutschland herübergewandert bin und was in Folge dessen bis auf die Zeit der Abfassung genannter Schrift sich mit mir zugetragen. Ich füge hier noch bei, daß Lupetinus hernach als Bekenner der Wahrheit in den Kerker geworfen, darin von deutschen Kaufleuten zwanzig Jahre lang erhalten und endlich ertränkt worden ist.

In Deutschland lebte ich das erste Jahr gemeinschaftlich mit Dr. Johann Cellarius aus Frankfurt und Reifenstein aus Stolberg bei dem Dr. Grynäus in Basel, einem Manne von großer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit; dort lernte

ich auch Oporinus *) kennen und da diese Männer, denen Niemand seinen Glauben versagen wird, mit Gott noch am Leben sind, so kann man bei ihnen über meine dortige Führung sich erkundigen,

In diesem Jahre erfuhr ich, wie Gott für Diejenigen sorgt, welche ihm vertrauen. Von Hause war ich, zur Verwunderung und Mißbilligung meiner Verwandten, mit nur geringem Reisegeld fortgezogen — damals hatte ich mein väterliches Erbtheil noch nicht verkauft, was erst vor vier Jahren geschehen ist. Gott aber sorgte für mein Unterkommen; Grynäus hätte mich nicht liebevoller aufnehmen können, wenn er mein leiblicher Vater gewesen wäre.

Das folgende Jahr — 1540 — hielt ich mich in Tübingen bei meinem gelehrten Landsmann Matthias Illyricus, Professor der griechischen Sprache, auf und gewann mir mit Gottes Hülfe als dessen Repetent meinen Unterhalt. In Tübingen war es, wo ich meinen Freund Leonhardt Fuchs **), mit dem mich bis an seinen Tod der gemeinsame Eifer für das reine Evangelium aufs innigste verbunden hielt, kennen lernte. Eben so den Dr. Joachim Camerarius und den berühmten Ludwig Grempius ***); letztern habe ich einige Male besucht. Von Tübingen ging ich dann, 1541, zur Zeit des Regensburger Reichstags nach Wittenberg, woselbst ich durch Privatstunden im Griechischen und Hebräischen mein Unterkommen fand und in genaue Verbindung mit Dr. Eber und andern Gelehrten trat, die ihre Gunst und Freundschaft doch schwerlich an Jemand, den sie für einen schlechten Menschen hielten, werden verschwendet haben.

Auch mit Luther, gottseeligen Andenkens, bin ich einige Male zusammengewesen; im Herbst 1545 wohnte er meiner Hochzeit bei.

Im Jahre 1544 wurde ich, durch die besondere Gnade Gottes an mir armen Fremdling, von der Fakultät und dem erlauchten Kurfürsten und Bekenner, Johann Friedrich, zur hebräischen Professur berufen, welches Amt ich denn bis zu Ostern 49 bekleidet habe. In der Zeit habe ich griechische und hebräische Vorlesungen gehalten und der Gunst meiner Kollegen, besonders des Dr. Philippus, mich erfreut. Im Herbste 47 wurde die durch den Krieg zerstreute Schule wiederhergestellt und auch ich von Braunschweig, allwo ich unterdessen Schulunterricht ertheilt hatte, zurückgerufen.

---

*) Professor der griechischen Literatur und Buchhändler.

**) Gelehrter Arzt.

***) Rechtsgelehrter.

Nun erinnern sich Alle — oder sollten's doch — die sich damals um die Religionszustände bekümmert haben, wie eifrig sich in jenen Tagen auf dem Reichstage zu Augsburg die Feinde und andre, die ihnen zu Willen waren, bemühten, ihren Sieg zum Verderben unsrer Kirche zu benutzen, zuerst durch das Concil *), dann durch ihre interimistischen Vergleichsversuche. Aus dem Brief an Karlowitz aber und vielen andern damals in Deutschland verbreiteten Schriften erhellt, daß leider auch Philippus und die Uebrigen zu Wittenberg nicht eben tapfer — um aus Schonung für die gelehrten Männer so gelinde mich auszudrücken — diesen Plänen sich widersetzt haben. Aus langer Erfahrung, namentlich seit dem Augsburger Reichstage — vergl. Luthers Briefe und die Geschichte des Sleidanus —, war den Feinden Philippi Unentschlossenheit im Augenblick der Gefahr und seine Neigung zum Vermitteln bekannt. Eben so gut wußten sie, daß wenn sie ihn erst gewonnen hätten, wegen seiner allgemeinen Beliebtheit und seines Ansehns bei Gemeinden, Universitäten und Regierungen ihnen Keiner so leicht mehr widersprechen würde, zumal fast alle bei Kirche und Universität Angestellte ihm aufs höchste verpflichtet und zugethan waren. So suchten sie ihn denn durch alle erdenklichen Künste zu fangen und ins Netz zu bringen — man denke hier bloß an den erwähnten Karlowitzischen Brief. Auch bezeugt Menius in seiner Schrift „die bittre Wahrheit", die er 49 zu Wittenberg gegen mich herausgab, wie in jenen Tagen der Prüfung die Wittenberger von den gegenwärtigen und den noch drohenden Schlägen so betäubt waren, daß sie die verschiedensten Einfälle und Reformationspläne zur Sprache brachten, um nur den Sieger zu beschwichtigen und dem Märtyrerthum zu entgehen. Was da denn Gutes und Heilsames zu Tage kam, kann jedes Kind errathen.

Eben hatten sie zwei Gutachten auf Befehl des Fürsten abgefaßt, um diesem unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihre Meinung zu eröffnen. Diese nun schickte ich unter der Hand nach Magdeburg in die Druckerei, damit doch eine Schrift von ihnen bekannt würde, in der sich einer oder der andre von den gröbsten Irrthümern des Augsburger Buchs gerügt fände.

Groß war in jenen Tagen die Trauer der Frommen, die Verwirrung der Gewissen auf der einen, das Frohlocken und der Jubel der Gottlosen auf

*) Zu Trident, dessen Zurückverlegung von Bologna der Kaiser beim Pabst, dessen Beschickung er bei den protestantischen Ständen betrieb.

der andern Seite. Dabei das heiße Flehen aller gottesfürchtigen Herzen, der Himmel möchte einen Mann erwecken, der kräftigen entschlossenen Widerstand leistete. Auch mich verfolgte mit bitterm Schmerz unablässig der Gedanke, daß das Licht des Evangeliums, welches so rein und herrlich gestrahlt hatte, nun so schnell, so schimpflich untergehen sollte. Und nirgends von keiner Seite Widerstand! Vielmehr, noch Hülfe und Vorschub von Seiten der Unsern. Da konnte ich es nicht länger ruhig ansehen. Von meinem Gewissen getrieben besprach ich die Sache ernstlich mit Major, Eber, Pomeranus und Philippus, welchen letztern ich ohnedies meiner nunmehr erschienenen Auslegung zu den Psalmen wegen täglich besuchte. Anfangs bat ich sie, sich muthiger und in öffentlichen Schriften dem verderblichen Interim zu widersetzen und alle unsre Kirchen zur höchsten Beständigkeit anzufeuern; nachher, als durch mich und durch Gallus, der von Regensburg um des Interims willen vertrieben worden war, der Streit wider die Adiaphora begonnen hatte, drangen wir darauf, daß sie die schändlichen Vergleichsversuche zwischen Christus und Belial nicht nur nicht befördern, sondern ihnen den entschiedensten Widerstand entgegensetzen möchten.

Auf Befehl des Hofes fanden nun über die zu versuchende Annäherung unserer und der papistischen Religion wiederholte Berathungen statt, denen immer die Leipziger und Wittenberger beiwohnten, vor Allen aber Philippus und Joachim *). Und trotzdem Philippus, wie bemerkt, seit je einen Hang zu derlei Vermittlungen hatte, fing er doch jetzt, da er sah, daß es zu weit kommen und von unsrem Glauben nichts übrig bleiben würde, mitunter sich bitter zu beschweren an, gegen mich und Andre und öffentlich. Den Beweis dafür mag die Rede liefern, die er bei Isinders Promotion über Luthers Tod in der Schloßkirche zu Wittenberg Anfang 1548 hielt und bald darauf drucken ließ. In dieser Rede wird sogar ausdrücklich prophezeit, die Vermittlungsversuche würden das Signal arger Kämpfe für die Kirche werden, und werden ausdrücklich die Zuhörer zum Widerstand ermahnt.

Ich weiß wohl, daß was ich hier über jene vielgeltenden Männer sage, das Mißfallen Derer erregen wird, welche Menschen höher als Gott und Leibliches als Geistiges achten, mehr den äußern Schein unsrer Pflichten im Auge haben und von Andern fordern, als den wahren rechten Gehorsam

*) Camerarius, Professor in Leipzig und Melanchthons Schwiegersohn.

gegen Gott, die eigentliche wirkliche Nächstenliebe. Wer aber im Geiste Gottes die Sache erwägt, wird jenes Gebotes eingedenk sein, daß Wahrheit und Glauben beharrlich bekannt und Gottes Ehre höher gestellt werden soll, als auch Väter und Mutter. Hat doch selbst für Heiden jener Ausspruch des Philosophen Geltung, daß es recht und pflichtgemäß sei, zur Steuer der Wahrheit auch was die vertrautesten Freunde betrifft, offen auszusprechen, vor Allen für den Philosophen, denn der Wahrheit als der größeren Freundin gebühre der Vorzug.

Doch wieder zur Sache. Da ich bemerkte, daß unser Zureden nichts fruchtete, vielmehr hartnäckig bei den Vermittlungsversuchen verblieben wurde und ohne einigen öffentlichen Widerstand die Vernichtung unsrer Kirche immer weiter um sich griff, so hielt auch ich mich durch die obigen Gründe verpflichtet, einige Schriften herauszugeben, um doch einigermaßen der Noth zu helfen und zur Abwehr des papistischen Sauerteigs aufzurufen. Wenn es brennt, springt ein Jeder herbei, um nach Kräften Einhalt zu thun.

Uebrigens entschloß ich mich keineswegs so leichtsinnig hiezu, wie man's jetzt mir ohne Weiteres nachsagt, im Gegentheil nicht ohne schwere Besorgnisse und von Schreckbildern aller Art geängstigt; denn überall stand damals in den verschiedensten Gestalten den Frommen der Tod vor Augen. Die Noth der Kirche, das Gebot des Herrn mußte die Schrecken des Fleisches besiegen. Nicht der geringste Beweggrund lag übrigens noch außer jenem allgemeinen „ich glaube, darum rede ich" für mich in dem Eide, durch welchen ich bei meiner Promotion zur Aufrechthaltung des Glaubens mich verpflichtet hatte und in dem Umstand, daß ich als öffentlicher Lehrer die Schrift an eben der Hochschule auslegte, an welcher die Wahrheit zuerst wieder verkündet, von wo aus sie durch Gottes unendliche Güte über die andern Kirchen verbreitet worden war — von wo aus aber damals auch die schlimmsten Gutachten und Rathschläge durch ganz Deutschland verbreitet wurden, so daß Alles frohlockte und es überall hieß: „Da seht, die Wittenberger nehmen es an."

So ließ ich denn seit der Mitte des Jahres 1545 bis Ostern 1549 fünf Schriften erscheinen, wovon die drei ersten bloß gegen das Interim, die beiden letzten auch wider die Adiaphoristen gerichtet sind. Meinen Namen nannte ich deswegen nicht, weil die Gewalthaber Denen den Tod angedroht hatten, die gegen das kleine oder große Interim auch nur sich regen würden und auch weil ich weitere Schritte in dieser Sache zu thun nicht gesonnen

war. Es schien mir unschicklich, daß ein junger Mann — denn es ist das jetzt schon über zwanzig Jahre her — überdies ein Ausländer, über eine so wichtige Angelegenheit sich in deutscher Sprache ausließe, zumal da es der Kirche nicht an gelehrten Männern und ehrwürdigen Lehrern fehlte, denen solches mehr geziemte. Ich glaubte, mein Name würde zu wenig dem Gewicht und Ansehn entsprechen, dessen doch vor Allem, wer ermahnend und tadelnd auftreten will, bedarf.

Gegen Ostern 1549 hatte die Sache sich noch mißlicher gestaltet und mußte die gefürchtete Umänderung als nahe bevorstehend betrachtet werden. Drei Monate vorher schon war auf dem Landtage zu Leipzig, trotz ihres Widerstandes, den Ständen und zwar, wie die Akten beweisen, unter Philippi Vorsitz und Leitung das ganze Interim aufgedrungen worden; auch fing man zu Leipzig und Dresden schon an, die neue Ordnung ins Werk zu setzen. Als ich das Joch und die Gefahr, die über meinem Haupte schwebte, erwog, fand ich es räthlich, von Wittenberg mich wegzubegeben. Ich überreichte dem Dr. Philippus persönlich ein Gesuch, in welchem ich um die Erlaubniß bat, auf einige Zeit, theils meiner Gesundheit halber, theils weil ich die bevorstehenden Veränderungen nicht mit ansehn möchte — denn auch diesen Grund habe ich ausdrücklich angeführt — zu verreisen. So verließ ich mit seiner Bewilligung die Stadt und gab zu einer Zeit, wo mir alle Aussicht auf anderweitiges Unterkommen abging, eine gute und ruhige Stellung auf, in der ich, mit etwas mehr Gleichgültigkeit gegen die Unterdrückung der Religion, ungefährdet hätte bleiben können.

Meine Gattin, welche ihre Niederkunft erwartete, ließ ich dort zurück, die Vorlesungen übertrug ich an Dr. Johannes Aurifaber aus Breslau, Professor der Mathematik, den ich, wie auch Eber und Staphylus, im Hebräischen unterrichtet hatte und zog selbst über Magdeburg nach Hamburg*). Dort war ich den Brüdern zwar noch unbekannt, durfte mich aber mit Vertrauen an sie wenden, da ich wußte, daß sie ebenfalls die adiaphoristischen Versuche mißbilligten und eben damals derentwegen an die Wittenberger ein ernstliches Mahnschreiben gerichtet hatten.

*) Anfangs hatte Flacius die Absicht, dort sein zu Wittenberg herausgegebenes Buch vom Glauben, zu dem Melanchthon eine Vorrede geschrieben hatte, dem Erzbischof von Canterbury Kranmer „nebst einigen Verslein zu überreichen, auf daß er etwa eine wenige Verehrung erhalten und hiemit eine Zeit lang zusehn möchte, wo die Veränderung der Religion hinaus wollte." Ritter's L. Fl.

Mit ihnen besprach ich mich denn über die Lage der Kirche, über das was ich bisher schon gethan und noch ferner zu thun hätte. Der gelehrte Aepinus, Superintendent zu Hamburg, Dr. Westphal und einige Andre zeigten sich mit meinem Entschlusse durchaus einverstanden und riethen mir, wieder nach Magdeburg zurückzugehen, um von da aus mit Alber *), Stephan Tucher **) und Andern dem Verderben Widerstand zu leisten. So that ich denn ***) und schrieb nach Ostern eine ausführliche Vertheidigung an die Wittenberger Schule, in welcher ich auf ihre Beschuldigungen entgegnete, daß ich keineswegs ihnen, sondern jenen Vermittlungen zwischen Christi und des Teufels Sache feind sei und mich anbot, sofort wieder zurückzukehren, falls sie mir nur freies und sichres Bekenntniß verstatten wollten. Sie würdigten mich aber keiner Antwort, weshalb ich die Vertheidigungsschrift bald darauf veröffentlichte. Einige Zeit nachher wurde dorthin von Wittenberg auch Gallus als Superintendent berufen.

Da man nun nicht bloß in andern deutschen Ländern, sondern auch in Meißen jene Aenderungen zu betreiben und strenge Edikte zu erlassen anfing, welche auf die Uebereinstimmung der Theologen beider Universitäten sich beriefen: Da die Prediger, die sich nicht fügen wollten, entweder vertrieben wurden, wie jener Zwickauer, oder gefangen gesetzt, wie jene beiden Torgauer, die man nach Wittenberg abführte, oder sonst gefährdet und bedrückt: Da, wie überall in ganz Deutschland, die Gemeinden auf der einen Seite durch die Drohungen und Gewaltthaten des Kaisers und der Papisten, andrerseits durch die Zugeständnisse und das Ansehn Philippi ihrem Untergang entgegengetrieben wurden: Da ließ ich in Verbindung mit mehreren Andern einige Schriften gegen das große und kleine Interim ausgehen.

Und hier nun wird mir besonders zweierlei zum Vorwurf gemacht, erstens, heißt es, seien damals nur unbedeutende Dinge in Frage gestellt und den Gegnern nachgegeben worden, worüber ich nicht gleich solch einen Lärm hätte schlagen, geschweige denn mit solchen Männern, obendrein meinen Lehrern, so heftig hätte streiten sollen, zweitens soll ich diesen ganzen Streit aus Ehrgeiz und Herschsucht erhoben haben.

---

*) Später Superintendent zu Braunschweig.

**) Sein Schwager.

***) In Magdeburg arbeitete Flacius anfangs, seines Unterhalts wegen, in einer Druckerei. Ritter's L. Fl.

Was nun aber, um zuerst auf das erste einzugehen, die Behauptung, daß jene Dinge Kleinigkeiten gewesen seien, betrifft, so erhellt schon aus ihren eignen Geständnissen das Gegentheil. Philippus schreibt nämlich in einem Briefe von 1556, den sie selbst das Jahr darauf veröffentlicht haben: „Oft habe ich auch bei Hofe erinnert, die Regierung solle doch bedenken, was zu erlangen möglich sei, sie fordere aber das Unmögliche. Ueber die wesentlichern Punkte habe ich mit gelehrten und gewandten Männern hart gestritten. Da wurde uns denn, die wir in keine Veränderung willigen wollten, vorgeworfen, wir suchten nur Gelegenheit zu neuen Unruhen, ständen mit den Landesfeinden im Bunde, verwickelten unser Vaterland in neue Kriege; ja einige nannten unser Einverständniß geradezu eine Theologenverschwörung, und so mußten wir von den Schranzen kläglich Schimpf und Spott uns bieten lassen."

Ferner bezeugt Menius in jener schon oben erwähnten „bittern Wahrheit", daß dies Interim ein Spott vor Gott und Menschen gewesen sei und das ärgste Verderben unsrer Kirche; und wenn das Manchem auch eine etwas sehr bittre Wahrheit dünken mag, so ist es leider Gottes doch auch eine nur allzu wahre Wahrheit.

Weiter bestätigen ihre eignen, lateinisch und deutsch herausgegebenen Verhandlungen, daß sie sich mit den papistischen Bischöfen, den Kanon ausgenommen, über die ganze Religion verglichen hatten. So auch die Uebereinkunft beider Kurfürsten zu Jüterbogk.

Nichts Andres ergiebt sich aus dem Schreiben der Hamburger Geistlichkeit an die Wittenberger und der Letztern Antwort, oder aus der Vorrede, die Aepinus zu meinem Buche über die Adiaphora, wo er auch die dringende Nothwendigkeit der Auflehnung gegen diese Anschläge auseinandersetzt, geschrieben hat. Am allerdeutlichsten aber erhellt es aus der Formel selbst, die sie zu Leipzig den Ständen aufgedrungen und dann, als wäre sie schon allgemein angenommen und sofort in der Kirche einzuführen „Beschluß" betitelt haben. Endlich noch aus dem Auszug, der noch in demselben Jahre gedruckt und allen jenen Gemeinden aufs strengste zur Nachachtung eingeschärft wurde. Damit aber ganz klar erkannt werde, wie weit sie in der Untergrabung unsrer Kirche gegangen sind, will ich einige Hauptpunkte unter den Zugeständnissen, womit man den Papisten, so zu sagen, ein Geschenk gemacht hat, aufzählen.

Geradezu weggelassen ist der Ausdruck „allein der Glaube", den Philippus schon vom Augsburger Reichstage her nicht gerne brauchte, den er auch dort, wie Cochläus berichtet, den Gegnern nachgegeben und dafür „vornehmlich der Glaube" gesetzt hatte.

Gebilligt und angenommen ist die papistische Lehre vom freien Willen, welche die sächsische Refutationsschrift ausdrücklich verdammt.

Erneuert und wiederhergestellt das Dogma der Lügenapostel über die Nothwendigkeit der guten Werke, als der Bedingung, ohne welche kein Heil zu erlangen sei — von Paulus, der gute Werke und Seeligkeit strenge scheidet, verdammt, auch von Luther und den übrigen Theologen, nach langem Streit, im Jahre 1536 mit dem entschiedensten Anathema belegt.

Gleichfalls fehlte, wie aus der Jüterbogker Urkunde hervorgeht, die fides formata*) nicht.

Eingewilligt ist, daß den Bischöfen, auch dem Obersten derselben, ihre Gerichtsbarkeit zurückgegeben werden solle.

Verderbt ist die Lehre von der Buße durch Hinzufügung der Beichte und Genugthuung und durch Ausschluß des Glaubens, dessen auch bei den Sakramenten nicht gedacht wurde.

Wieder eingeführt die Firmelung und letzte Oelung.

Wieder anbefohlen das Fasten an bestimmten Zeiten und bestimmten Tagen.

Gestrichen sind die üblichen Kirchenlieder Luthers und Anderer und an ihrer Statt das gregorianische Geschrei und das abgeschaffte Latein wieder eingesetzt.

Wieder aufgerichtet die Messe, als von der Kommunion verschieden, ausdrücklich das Confiteor mit eingeschlossen.

Geglaubt und gelehrt solle werden — offenbar um Concilien und Päbste wieder in Ehren zu bringen — was die Kirche lehrte und beschlösse.

Und in der Art zahllose ähnliche Gräuel. Die ganze Form und Gestalt unsres Gottesdienstes wurde umgewandelt: Meßkleider, Altarlichter, Aufhebung des Brotes und alle dergleichen papistischer Brauch wieder aufgebracht und zwar, un die Gegner zu bewegen, abzustehen von weitern Verfolgungen

*) Die Lehre, daß die Form, das eigentliche Wesen des unsere Seeligkeit bedingenden Glaubens in der aus ihm hervorgehenden Liebe bestehe, da es nach evangelischer Lehre allein auf die zuversichtliche Aneignung der uns in Christo dargebotenen Gnade ankömmt.

gegen uns, die wir als früher verlorene, jetzt aber in Unterwürfigkeit wieder bereuende Kinder in den Schooß der babylonischen Mutter zurückflüchteten.

Nicht zu vergessen sind denn endlich jene vier vielumfassenden Grundsätze, die bei Bestätigung der Leipziger Schrift förmlich aufgestellt und in Anwendung gebracht worden.

Zuerst. Als der Fürst bekannt machte, daß der Kaiser streng auf die Annahme des Interims seitens der Stände dringe, wandten sich diese an die Theologen. Der Kaiser, sagten sie, befiehlt uns durch unsern Fürsten das Interim anzunehmen, was rathet ihr dazu, ihr Herrn Lehrer?

Worauf jene so und nicht anders antworteten: Unser Bedenken geht dahin, daß man der römisch-kaiserlichen Majestät, unserm allergnädigsten Herrn, unterthänigsten Gehorsam leiste und also sich verhalte, daß Ihre Majestät und Jedermann merke, wir seien zu Frieden und Einigkeit geneigt. Das rathen wir treulich, wollen auch für unsre Person so viel als möglich dazu behülflich sein.

Ist aber damit, frage ich nun, nicht das ganze Interim angerathen?

Zum Andern wurde bestimmt: Alle bei der andern Partei üblichen und bei der alten Kirche üblich gewesenen Gebräuche sollten auch bei uns gehalten werden, eine Bestimmung, welche ihnen auch die Hamburger Geistlichkeit nachdrücklich zum Vorwurf gemacht hat.

Drittens erklären am Schlusse des Leipziger Interims die Theologen sich bereit, auch über die andern Dinge und Artikel mit ihren Herren, den Bischöfen, in den Vätern zu forschen und über deren Meinung in Liebe zu verhandeln.

Hieraus ist denn später die in Verbindung mit den papistischen Bischöfen zusammengeflickte, im Herbst 1549 den Superintendenten des Landes verlesene, das ganze alte Chaos des papistischen Kultus enthaltende Kirchenagende hervorgegangen.

Und nun das Letzte. Als einige Stände des Landes, die in das Interim gewilligt, dasselbe den Bischöfen mit dem Versprechen, dem kaiserlichen Befehle nachzukommen, übergeben hatten, so erklärten die Bischöfe dagegen, sie nähmen das Ueberreichte in dem Sinne an, daß sie dem Kaiser und seinem Interim gehorchen wollten, und daß alles, was in jener Schrift zu kurz, dunkel oder zweideutig ausgedrückt sei, aus dem kaiserlichen Buche selbst erklärt werden solle.

Dieser Erklärung widersprach von unsrer Seite kein Mensch, vielmehr gab man durch Stillschweigen seine Beistimmung zu erkennen.

In diesen vier Bestimmungen aber ist das ganze Interim von vorn bis hinten wieder angenommen und gebilligt.

Wer nun dies Alles für Geringfügigkeiten hält, von dem weiß ich in der That nicht, was ihm denn wichtig und bedeutend gilt. In der guten Vorzeit wenigstens ward es für den äußersten Verrath der Sache Christi geachtet, auch nur zwei Körner Weihrauch in die Flamme zu streuen und Paulus sieht es für etwas gar Bedeutendes an, daß Petrus ein paar Mal die Tischgemeinschaft mit den Heiden mied. Deshalb wollte er keinen Augenblick den Gegnern nachgeben, auf daß der Kirche die wahre Lehre erhalten bliebe.

Wer möchte auch, wenn er nur Jesum Christum, den Richter der Todten und der Lebendigen, aufrichtig scheut und seiner Wiederkunft gewärtig ist, zu behaupten wagen, daß in Glaubenssachen auch das Geringste dem Antichrist zu Gefallen aufzugeben eine Kleinigkeit sei? —

Was nun jenen zweiten Vorwurf, als habe ich aus Streit- und Ehrsucht diesen Hader angeregt, belangt, so muß ich in den Augen Aller, die nicht gegen besseres Wissen und Gewissen in andrer Meinung sich verstocken, durch die mannichfachsten und triftigsten Gründe gerechtfertigt erscheinen, Gründe, die, so oft und weitläuftig ich dieselben schriftlich auseinandergesetzt, noch Keiner mir widerlegt hat.

Zu wiederholten Malen, persönlich und brieflich, habe ich Philippus und die Andern von ihren Zugeständnissen abzubringen gesucht, habe also nicht gesucht, aus fremder Schuld und Schmach Ehre für mich selbst zu ziehen. Man müßte denn glaublich finden, daß Jemand ein Ziel verfolge, zu dem er den Weg sich selber vertritt. Und welchen Ruhm auch hätte ich Aermster, Unbegabter, Unangesehner solchen Männern gegenüber, denen alle Gelehrten Ehrfurcht und Bewundrung zollen, denen sie mit keiner Mine zu widersprechen wagen; ich ein Ausländer, des Deutschen halb nur Kundiger zu erlangen, durch deutsche Schriften zu erlangen, mir schmeicheln können?

War obendrein nicht die schärfste Strafe von allen Fürsten, namentlich dem siegreichen, mit Zittern gefürchteten Kaiser denen angedroht, die dem Interim im Geringsten sich widersetzen würden? Wahrlich, unsern Gelehrten war damals die Krankheit schon ausgetrieben, die der Satyriker das Jucken

unersättlicher Schreiblust nennt. Keinen Menschen hat damals über diesen mißlichen Punkt zu schreiben besonders gelüstet.

Und nun Magdeburg, wo ich derzeit der freien Presse willen mich aufhielt! Magdeburg, an sich keine mächtige Stadt, befand sich damals zwei Jahre schon in Reichsacht, Alles wüthete wie gegen Juden oder Türken mit Raub und Mord wider ihre Bürger, kaum zweifelte man noch an ihrem gewissen Untergang.

Wer könnte auch viel Ruhm erwarten von kleinen, in deutscher Sprache verfaßten Schriften, wie man jedem Dorfküster sie zutrauen könnte. Lange, lateinische, sorgsam ausgearbeitete Werke, die auch der Nachwelt etwas nützen, schreibt wer einen Namen sich zu erschreiben beabsichtigt.

Im Gegentheil habe ich aus Liebe zum Frieden, unter den gemäßigtesten Bedingungen jene Streitigkeiten beizulegen und mit den Wittenbergern mich zu vertragen alle möglichen Versuche gemacht, habe mit Schonung ihres Namens nur die Irrlehren selbst verdammt, wie die Verhandlung zu Koswig mir zur Genüge bezeugen kann; das ist aber doch schwerlich die Art eines Menschen, der nur auf den eignen Triumph und die Schmach der Gegner denkt und Zänkereien vom Zaun bricht.

Auch habe ich ja vor einigen der ersten Schriften meinen Namen nicht einmal genannt, und doch soll ich nach Namen und Ehre gegeizt haben. Gefahr haben im reichsten Maaße sie mir gebracht, Ruhm konnten sie mir nimmer bringen. Zum Ruhm bedarf's Vieler, die des Verfassers Namen verbreiten, in Gefahr ihn zu stürzen, reicht ein Einziger hin, der ihn den Gewalthabern verräth.

Und dann bedenke man doch auch, wofür habe ich denn eigentlich gekämpft und was auszurichten und durchzusetzen mich bestrebt? Galt es nicht die Aufrechthaltung des Zustandes in Lehre und Verfassung, den nicht ich, sondern Luther, gottseligen Andenkens, Pomeranus und Philippus selbst begründet hatten?

Ihre Trophäen also, ihre Triumphe, ihr Ruhm, nicht der meinige war es, wofür ich kämpfte; von dem, dessen Preisgebung nach dem Spruch „Wenn ich aber das, so ich selbst zerbrochen habe, wiederum baue, so mache ich mich selbst zum Uebertreter“ mit ewiger Schmach sie als überwiesene Irrlehrer und Verführer gezeichnet hätte, von dem nur wollte ich, daß man nicht wanken und nicht weichen sollte.

Weiter habe ich mehr als einmal in jenen Schriften an Philippus und den Andern ihre Gelehrsamkeit, so wie ihre großen Verdienste um Universität und Kirche und auch das, was sie an mir gethan, hervorgehoben und hoch gepriesen.

Endlich aber habe ich doch nun schon an die zwanzig Jahre der äußersten Gefahr und jeder Schmach mich ausgesetzt; wie den Meister, den die Bauleute verwarfen, nennt man mich Beelzebub und noch immer wird mir keine Stätte gegönnt, da ich mein Haupt in Frieden hinlegen könnte. Hätte ich also auf das bischen Ruhm mit meinem Schreiben es abgesehen, längst schon müßt ich die Segel gewendet haben und mit ganz andrem Fahrwind geradezu auf mein Ziel, nicht aber auf hundertfaches Kreuz und Leiden losgesteuert sein. Haben doch viele Andre die Umstände klüglich sich zu Nutze gemacht und den Mantel nach dem Winde gehängt.

Nein, nicht die Leiter zu Ruhm und Ehre, wie Uebelwollende oder jener Zeiten wenig Kundige ausgeben, die zum Galgen stand damals, wie noch jetzt, allen Denen offen, die durch Widerspruch gegen diese Verfälschungen die Mächtigen zu reizen wagten. Das ist keine Kunst, in sichrer Ruhe zu verkleinern und zu richten, was ein Andrer in Lebensgefahr ausgeführt hat. Wer dabei war, redet anders.

Aus alle dem, sollt' ich denken, könnte doch ein Blinder sehen, daß ich diesen adiaphoristischen Handel nicht unnützerweise angefangen, sondern aus Liebe zu Gott und seiner Wahrheit aufgenommen und geführt habe. Und nun wieder zu meiner Geschichte.

Gegen den Herbst des Jahres 1550 wurden wir nach jener unglücklichen Niederlage eingeschlossen und vierzehn Monate lang belagert. Während dieser Belagerung war Gott mit seiner Gnade uns wunderbar gegenwärtig und herrlich befreite er endlich die Stadt und uns, denen die Adiaphoristen im Fall der Einnahme den Strang zugeschworen hatten. Herzog Moritz, mit welchem der Rath auch unsretwegen verhandelte, gab zur Antwort, er habe nichts wider uns und wir könnten ungehindert ziehen, wohin wir wollten, in sein Land oder jedes andre.

Bald nach aufgehobner Belagerung entspann sich der osiandrische Streit. Der Herzog von Preußen suchte mich durch ein bedeutendes Geschenk für die Partei Osianders zu gewinnen, während zu derselben Zeit die Wittenberger darauf drangen, daß mir der Aufenthalt in Köthen, wohin ich mich vor dem

feindlichen Haufen, der damals Magdeburg besetzt hielt, geflüchtet hatte, fortgetrieben würde, mir demnach selbst der Aufenthalt in Deutschland für die Zukunft versagt zu sein schien. Dennoch zog ich es vor, mit meinen bittersten Feinden, den von Osiander hart angegriffenen Wittenbergern für, als mit diesem meinem alten Freunde, gegen die Wahrheit zu Felde zu liegen. Möge unter andern dieser eine Zug beweisen, ob Eifer für die gute Sache oder Ehrgeiz und Habsucht die Triebfeder meiner Handlungsweise war.

Im Jahre 1542 betrat Major den Kampfplatz. Derselbe stellte, weil die dem Antichrist gemachten Zugeständnisse sich alle doch nicht halten ließen, den Satz von der Nothwendigkeit der guten Werke auf, als denjenigen, welcher sich der Vernunft am besten empfahl. An den Umstand, daß dieser Satz gerade an derselben Universität und in derselben Kirche früherhin entschieden verdammt worden war, kehrte er sich im geringsten nicht, übertrieb ihn vielmehr noch und verwickelte sich mit der Behauptung, daß, obgleich wir durch den Glauben gerechtfertigt würden, dennoch die guten Werke so nothwendig zur Seeligkeit seien, daß Keiner je ohne sie seelig geworden sei noch werden könne, in die ärgsten Widersprüche.

Gegen ihn wurde nun sowohl von uns Magdeburgern als von andern sächsischen Kirchen der lebhafteste Streit geführt. Auch einige Mansfelder Prediger schrieben in Verbindung mit Sarter gegen ihn, ja sogar von den Schweizern nahmen einige an seiner Bekämpfung Theil. Trotzdem übernahm Menius seine Vertheidigung. Als aber die thüringischen Prediger ihn zu Eisenach in Gegenwart des Fürsten widerlegt hatten, versprach er die Majoristischen Stellen seiner Schriften zu streichen, ein Versprechen, dem er auch in der neuen Auflage nachgekommen ist.

Aber er blieb nicht dabei. Kurz darauf that er, wie geschrieben steht: „Er frißt wieder, was er von sich gegeben“ und ging in Folge dessen aus Thüringen fort nach Leipzig, woselbst er, so mir recht ist, als Prediger an der Thomaskirche angestellt wurde.

Gerade bei Menius muß es einen übrigens besonders Wunder nehmen, daß er von neuem in den alten Irrthum zurückfiel, da er doch zuvor in dem Buch gegen die Wiedertäufer, wie in der Uebersetzung von Luthers Kommentar zum Galaterbrief, aufs bestimmteste ihn verworfen hatte. Ja sogar noch aus der Zeit kurz vor der erwähnten Berufung ist ein Brief von ihm an Philippus vorhanden, in welchem er erzählt, er habe auf ein neues Buch

von Major, darin dieser den Artikel von der Rechtfertigung schmählich verkehre, demselben für die Zukunft alle Gemeinschaft aufgekündigt.

Dies geschah noch Alles vor meinem eignen Thüringer Aufenthalt; während dieses fing er plötzlich im Jahre 58 auch mit mir, der ich ihn niemals angegriffen hatte, über jenen Satz Händel an *).

Dieser Streit hat sehr lange gedauert, wenn er anders auch jetzt noch zu Ende ist. Denn wiewohl Major in so einer Art von Bekenntniß 1558 zum Schein widerrufen hat, so nahm er doch in seine Postille diesen Satz zugleich mit der Lehre vom freien Willen in doppelt ärgerer Gestalt wieder auf. Dort behauptet er geradezu, man habe auch beim jüngsten Gericht sein Vertrauen auf die Werke zu setzen und zieht dabei die Lehre von dem in Liebe sich thätig erweisenden Glauben und der mitgetheilten eignen Gerechtigkeit **) mit herein. Gewiß, es ist bitter, daß in unsrer Kirche dergleichen noch vorfallen kann.

1553, wenn ich nicht irre, und die folgenden Jahre, schrieb ich, auf Ersuchen einiger schlesischen Prediger und durch das unverkennbare Bedürfniß der Kirche veranlaßt, gegen Schwenkfeld, der seinen Irrlehren weit umher Eingang zu verschaffen suchte. Die Schriften bezogen sich besonders auf die Bedeutung und Wirksamkeit des Worts und der Sakramente; Schwenkfeld seinerseits antwortete zu wiederholten Malen.

Damals begann ich auch, unter Mitwirkung des kaiserlichen Rathes Dr. Kaspar Niedbruch, der früher die Politik des Aristoteles bei mir gehört hatte, den Plan zur Abfassung einer Kirchengeschichte zu betreiben, eine Arbeit, die, nachdem wir auf alle mögliche Weise uns für sie bemüht hatten, endlich mehr durch Andere als durch mich glücklichen Fortgang genommen hat.

Im Jahre 1553 fing Pfeffinger zu Leipzig an, schriftlich und in öffentlicher Disputation einen andern Irrthum der Adiaphoristen, den Synergismus, zu vertheidigen. Zuerst trat Stolz, Hofprediger zu Weimar, gegen ihn auf, dann auch ich, Amsdorf und Gallus. Auch diese Streitigkeit hat ziemlich lange gewährt und es sind über dieselbe zwei Disputationen von mir vorhanden; eine, die nur einen Tag dauerte, mit beigefügter Widerlegung der

*) Menius war es, der in seinem Angriff so weit ging, den Flacius zu beschuldigen, er sei die letzte Zeit seines Wittenberger Aufenthalts darüber betroffen worden, wie er Melanchthons Schreibpult erbrochen und dessen Briefschaften durchstöbert habe.

**) Der fides formata und der iustitia infusa, im Gegensatz der dem Gläubigen zugerechneten Gerechtigkeit Christi.

sophistischen Argumente der Gegner und eine andre, die ich zu Weimar acht Tage lang mit Strigel führte.

Mit Recht könnte man sich wundern, wie sie wagen konnten, einen solchen Irrthum wieder in unsre Kirche einzuschwärzen, wenn man bedenkt, daß fünfzig Jahre lang über diesen Punkt gestritten, daß unter anderm 1541 dem Kaiser zu Regensburg eine Schrift im Namen aller Stände übergeben worden ist, in welcher ausdrücklich erklärt wurde, so verderbt sei der freie Wille, daß er selbst in den Wiedergebornen, wie viel mehr also in den Nichtwiedergebornen, dem Wort und Geiste Gottes widerstrebe. Allein nicht ohne Grund haben die Löwener, Lindanus, Hosius und Andere, indem sie auf Philippi Aussprüche über diesen Punkt sich berufen, triumphirend ausgesprengt, daß derselbe von Luthers Ansicht zu der ihrigen abgefallen sei. Ich wenigstens sehe keinen Unterschied zwischen den Bestimmungen des Tridentinischen Concils und der Synergie Viktorin's *), Pfeffingers und Anderer dieses Schlags. So mußten wir also nothwendig gegen sie auftreten, wenn wir nicht papistische Irrlehren in die Kirche Gottes wieder eindringen lassen wollten.

Gegen Ende des Jahres 1556 foderten die jüngern sächsischen Fürsten mich dringend auf, in Jena eine Professur und die Stelle des General-Superintendenten zu übernehmen. Ich sagte zu, erbat jedoch einen halbjährigen Aufschub, um die Kirchengeschichte, das Verzeichniß der Zeugen der Wahrheit und die letzte ziemlich ausführliche Schrift wider Schwenkfeld, die ich dem Straßburger Rath widmete, vollenden zu können. Inzwischen erhielt ich von dem Kurfürsten Otto Heinrich einen Ruf nach Heidelberg, dem ich zu folgen versprach, wenn die sächsischen Fürsten ihre Einwilligung geben wollten. Da diese sich aber nicht dazu verstanden, so ging ich Ostern 1557 nach Jena.

Dort blieb es zwischen mir und Strigel im ersten Jahre ziemlich ruhig. Im folgenden fing die Zwietracht sich schon zu regen an. Alles Einzelne hier anzuführen, wäre zu weitläuftig, darum will ich nur Einiges kurz berühren.

Die Hauptursache des ganzen Streits war Strigels gränzenloser Ehrgeiz und sein allbekannter Fehler, seine leidenschaftliche Zunge nicht bändigen zu können. Dazu kam, daß die Wittenberger und Leipziger, so wie sein

*) Strigel.

Schwiegervater, der fürstliche Rath Dr. Franz Burkhardt, Philippi vertrautester Freund, ihn wider mich aufhetzten.

Die nächste Veranlassung lag aber in Folgendem. Nach dem Eifer, welcher für die Aufrechthaltung der reinen Lehre und die Abwehr alles Irrthums mich immer beseelt hat, so wie in Folge des Auftrags, den man bei meiner Berufung mir besonders ans Herz gelegt hatte, nämlich zugleich mit Dr. Schnepf darauf zu achten, daß im Lande keine Neuerungen in Lehre oder Gebräuchen sich einschlichen, gab ich den erlauchten Fürsten den durch viele Gründe unterstützten Rath, sie möchten eine Widerlegung der von allen Seiten eindringenden Irrlehren zu allgemeinem Gebrauch abfassen lassen und dieselbe durch ein öffentliches Edikt bestätigen.

Dieser Rath gefiel Ihren Hoheiten und so wurde uns Jenaer Theologen die Anfertigung dieser Widerlegungsschrift aufgetragen. Viktorinus, Dr. Schnepf und der Pfarrer Angelius haben sie darauf, ohne meine Mitwirkung, abgefaßt. Als sie vollendet war, wurden die Theologen und Superintendenten des ganzen Landes nach Weimar berufen, um daselbst die vorgeschlagene Formel einer Prüfung zu unterwerfen. Ich sah Zwiespalt voraus und rieth deshalb den Räthen ab, die Verfasser mit zuzuziehen, sonst würden entweder wir unsre Bedenken aus Rücksicht auf die Verfasser nicht offen äußern können, oder sie würden fortwährend ihr Werk vertheidigen wollen und dadurch Anlaß zu Uneinigkeit geben. Auch hätten jene ja in dem Buch selbst ihre Meinung hinlänglich kund gegeben.

Nun hätten die Räthe wohl hierein gewilligt, aber der Fürst bestand auf unser Aller Zugegensein. Was ich vorausgesagt hatte, geschah: bei der ganzen Unterredung war des Streitens kein Ende, indem ich und die andern Superintendenten mehrfach Aenderungen treffen, sie aber keine einzige zulassen wollten. Das war denn der eigentliche Anfang des Streits. Uebrigens wurde nun in gemeinschaftlicher Berathung aller Superintendenten das Material zu der Widerlegung, welche später wirklich veröffentlicht wurde, zusammengebracht.

Kurz darauf stirbt Dr. Schnepf und Strigel fängt an in seinen Vorlesungen unaufhörlich gegen mich auszufallen, schreit, ich hätte eine neue Theologie zurechtgemacht, schimpft aufs gräulichste und hetzt die Studenten wider mich auf *).

*) Diese stürmten auch wirklich seine Wohnung.

Deshalb veranstaltete der Fürst ein Gespräch zwischen mir und ihm, dem er selbst beiwohnen wollte. Auch hievon habe ich abgerathen, indem ich nur noch ärgern Zwiespalt kommen sah. Ich wußte, daß er nicht unterlassen könnte, beißend zu werden und ich ihm dann nothgedrungen antworten müßte. Lieber, meinte ich, möchte man in aller Freundschaft mit ihm abmachen, daß er mich in Zukunft mit seinen Schmähungen verschonte. Auf alle Genugthuung und Strafe wollte ich verzichten und erbäte mir nur Ruhe für die Zukunft. Hätte er aber in Glaubenssachen etwas an mir auszusetzen, so möchte das auf dem Wege der Disputation auf einer Synode beigelegt werden.

Aber der Fürst blieb bei seinem Willen. Bei der Verhandlung waren, außer ihm, der Kanzler, Than und einige Andre zugegen.

Bei derselben benahm sich denn mein Gegner so verletzend als möglich. Er maßte sich die Rolle des Anklägers an, da er doch billigerweise sich selber seiner beschimpfenden Angriffe hätte verantworten sollen. Unter Anderm sollte ich ein Feind des Augsburger Bekenntnisses sein und die Grundartikel der Theologie verwerfen. Auch eine Fabel von meinem angeblichen Irrthum über den Logos *) brachte er vor und viele andre Beschuldigungen der gehässigsten Art in der gehässigsten Weise. Nothgedrungen und der Wahrheit gemäß gab ich Rechenschaft über meine Lehre.

So hatte sich denn die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er gegen mich verfuhr, klar gezeigt. Zu einer Versöhnung ließ er sich nicht bewegen, sondern nach wie vor, als wäre nichts geschehen, fuhr er wider mich zu lärmen und zu schimpfen fort.

Einige Zeit danach, gegen Ende 58, verfaßten auf Befehl des Fürsten zu Koburg Dr. Maximilian Mörlin, Stößel und Musäus die Widerlegungsschrift nach jenem zu Weimar gesammelten Material. In demselben Jahre ließ der Fürst den seligen Dr. Sarcer, mich und Mörlin nach Weimar kommen, um dort mit Aurifaber zusammen dieselbe zu prüfen und zu verbessern. Anfang des folgenden Jahres wurde sie gedruckt und nebst der fürstlichen Verfügung bekannt gemacht. Strigel erklärte sich gegen sie. Zu wiederholten

*) In seinem Eifer für eine rein biblische Theologie hatte sich Flacius über Melanchthons Versuch einer speculativen Auffassung des Verhältnisses, worin der Sohn zum Vater stehe, mißfällig geäußert; dies wurde ihm von der andern Seite durch die Beschuldigung vergolten, daß er die Schriftlehre vom Logos nicht festhalte.

Malen ließ der Hof ihn ersuchen, nicht, die Schrift anzunehmen, nein, sich nur stille zu verhalten. Das konnte aber Strigel nicht über sich gewinnen und so ließ der Fürst ihn denn endlich ins Gefängniß setzen, ohne daß wir jedoch irgend wie dazu gerathen oder davon gewußt hätten, wie daraus hervorgeht, daß der Hof, auch zur Zeit seiner größten Erbitterung wider uns, unsrer öffentlich gegebnen Erklärung hierüber nicht widersprochen hat.

Nachdem er einige Zeit in Gewahrsam zugebracht und Musäus und Stößel wiederholt sich schriftlich mit ihm eingelassen hatten, um ihm darzuthun, daß seine Widersetzlichkeit keinen Grund habe — er selbst behauptete nämlich, sein Gewissen treibe ihn dazu an —, wurde auch mir der Befehl, zu Gotha im Schloß persönlich mit ihm zu unterhandeln und seine Scheingründe zurückzuweisen. Weil aber die Gefangenschaft sich zu allgemeinem Aergerniß *) und übler Nachrede hinzog und wir überdies einsahen, daß der Arm der weltlichen Obrigkeit nicht viel tauge zur Ausrottung von Irrlehren, so baten wir den Fürsten inständigst um eine öffentliche Unterredung, in welcher Strigel vor aller Welt aus dem Worte Gottes seine Meinung vertheidigen könne. Aber nur mit vieler Mühe und durch wiederholten fürstlichen Befehl ließ er sich bewegen, seine Zustimmung zu geben.

Im Jahre 1560 fand die Disputation statt **), aber nur Eine der angeregten Streitfragen, die über den freien Willen, kam zur Sprache. Welcher Theil hier die bessere Sache vertheidigt oder seine Meinung mit klareren Zeugnissen der heiligen Schrift belegt oder auch im Ausdruck und in der ganzen Führung des Streits größere Mäßigung gezeigt habe, das überlasse ich getrost dem Urtheil eines Jeden, welcher die Disputation lesen will.

Nach Beendigung derselben dankte der Fürst und erklärte, daß wir ihm die rechte Meinung aus der heiligen Schrift erwiesen hätten. Er versprach, die Disputation in Kurzem an demselben Orte fortgehen, dann sie zu Jena vor der ganzen Universität wiederholen und endlich durch eine Synode den Streit entscheiden zu lassen. Allein der Kanzler Pontanus ***) beredete ihn später, die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen und Strigel seiner großen

*) Mehrere Fürsten, selbst der Kaiser, verwandten sich für Strigel.

**) Auf dieser Disputation legte Flacius den Grund zu seinem letzten und bittersten Streit, dem über die Erbsünde, die nach ihm kein bloßes accidens, sondern die verderbte Substanz des gefallenen Menschen selbst sein sollte.

***) Sohn des bekannten Brück, welcher zu Augsburg vor dem Reichstage das Bekenntniß verlas.

Beredtsamkeit wegen wieder zu Ehren anzunehmen. Da nun die Theologen hiemit nicht zufrieden waren, sondern auf die zugesagte Entscheidung des Streites drangen, indem es Unrecht sei, wenn die göttliche Wahrheit verdunkelt werde, auch die veranlaßten Aergernisse und Gewissensunruhe das nicht zuließen, so luden sie hiedurch zuerst den Unwillen des Fürsten auf sich.

Gesteigert wurde derselbe durch Folgendes *). Der Pfarrer zu Jena, Balthasar Winter, wollte einen gewissen Juristen, Namens Dürfeld, zu den Sakramenten nicht zulassen, weil er, dessen Wandel auch sonst nicht der beste war, in öffentlicher Rede geäußert hatte, aus Seneka könne man Theologie studiren — offenbar um die Irrlehre vom freien Willen in Schutz zu nehmen und den Studenten anzuempfehlen. In dieser Sache nun erließ der Fürst einen Befehl, der seinem frühern ausdrücklich entgegen war. Winter und die übrigen Theologen baten, der Streit möchte unter Zuziehung einsichtiger Lehrer aus dem Worte Gottes entschieden werden. Dafür ließ denn der Fürst — oder vielmehr der Kanzler, der Alles leitete — den Superintendenten auf jede mögliche Weise quälen und ärgern, und schickte ihm zuletzt gar, da er dem Tode nahe war, seine Räthe mit der Absetzungsakte ans Bett. Wenige Tage danach ging der treue Hirt, in frommer Ergebung und den Sohn Gottes anrufend, als ein zweiter Simeon zur ewigen Ruhe ein.

Unverzüglich rückten wir Theologen nun dem Fürsten allen Ernstes, wiewohl mit der geziemenden Ehrerbietung, die Sünde eines solchen Eingriffs in die Schlüsselgewalt Christi und der gegen den Hirten der Gemeinde verhängten Verfolgung vor, wir ermahnten ihn, Buße zu thun und sich künftighin vor der willkürlichen Anmaßung eines nicht der bürgerlichen Obrigkeit, sondern den Haushaltern im Reiche Gottes anvertrauten Rechtes zu hüten. Wenn er glaube, daß einer seine Gewalt mißbrauche, so möge er ihn ordnungsmäßig vor das Gericht einiger frommen und einsichtigen Diener Christi auf einer Synode stellen. Wenn er nicht noch bei Zeiten Reue zeigte, sei zu fürchten, daß er durch Gottes Gericht immer tiefer und tiefer sinken und endlich in schreckliche Strafen verfallen werde. Diese Befürchtung hat sich denn bei S. Hoheit in Folge nur allzusehr bestätigt **).

*) Auffallend ist, daß Flacius den Vorfall mit Wesenbeck übergeht; vielleicht war er selbst mit dem Verfahren nicht zufrieden, was man sich gegen diesen unbescholtenen und gemäßigten Mann erlaubt hatte.

**) Flacius zielt auf den unglücklichen Ausgang des Grumbachschen Handels, der mit der Gefangenschaft des Herzogs endigte.

Er bekehrte sich nicht, sondern ließ vielmehr nicht lange danach eine Verordnung in dem gedachten Sinn gegen alles göttliche Recht von Räthen und Hofleuten abfassen, in welcher er sich und seinem Hof die oberste Entscheidung in Kirchensachen zueignete *). Aufgefodert, dieselbe anzuerkennen, zeigten wir unter Angabe der Gründe, und indem wir das Verkehrte in der Verordnung auseinandersetzten, daß dies gegen unser Gewissen laufe — natürlich neuer Anlaß zu noch größerer Ungunst und Erbitterung. Das Uebel stieg von Tag zu Tag höher, denn die Gegner der reinen Lehre, besonders Pontanus, der damals mit dem Meißenschen Hofe, von dem er endlich auch den wohlverdienten Lohn empfing **), im besten Vernehmen stand, ließ sich eifrig angelegen sein, den Zorn des Fürsten gegen uns zu schüren. Auf seine Eingebung war es, daß der Fürst weiter verlangte, wir sollten nirgendwo etwas in Druck erscheinen lassen, das nicht zuvor die Billigung seiner Räthe erlangt hätte. Das konnten wir nicht versprechen, da selbst dem Kleinsten im Reiche Christi die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und Bekenntnisses unverkürzt bleiben und allein nach Gottes Vorschrift gelenkt werden müsse, besonders aber die Theologen durch Gottes erstes Gebot gehalten wären, was in Glaubenssachen wahr oder falsch sei, offen zu bekennen, schriftlich und mündlich; möge es den Weisen und Mächtigen dieser Welt gefallen oder nicht, und sollten sie selbst ihr Leben dabei wagen. Dazu aber wollten wir uns verstehen, in seinem Lande nichts herauszugeben, ohne es vorher eingeschickt zu haben und über alles anderswo Veröffentlichte, sobald es gefodert würde, Rechenschaft abzulegen und, falls diese nicht genügend befunden würde, uns der gesetzmäßigen Strafe zu unterwerfen. Auch dadurch minderte sich der Groll des Fürsten natürlich nicht.

Noch wäre anzuführen, daß wir auf die Herausgabe der Weimarschen Disputation drangen und, falls man sie uns abschlüge, dieselbe auf eigne Hand veröffentlichen zu wollen erklärten. Ueberdies thaten auch heimliche Angebereien das Ihrige.

Stößel nämlich, der früher mit uns in genauer Verbindung gestanden hatte, ließ sich durch Ehrgeiz, indem er steigen und in Jena Superintendent

---

*) Zu Weimar wurde ein Consistorium eingesetzt, welches außer vier Superintendenten auch vier weltliche Räthe als Mitglieder zählte, und in welchem der Herzog selbst das Präsidium führen und in zweifelhaften Fällen den Ausschlag geben wollte.

**) Brück wurde später hingerichtet.

werden wollte, verführen, sich zu Pontanus und unsern andern Feinden zu gesellen. Er hatte auch mitgeholfen an der Absetzung des vorigen Superintendenten, dem er bis dahin durch mehr als brüderliche Freundschaft verbunden gewesen war. Kaum war derselbe gestorben, so machte er sich herbei und drängte sich in die leere Stelle. Von nun an hatte er bei allen Anschlägen des Hofs gegen uns seine Hand mit im Spiele.

Da er nun die Stelle erhalten hatte, betheuerte er oft in seinen Predigten und sonst im Gespräch, er meine es offen und ehrlich, wenn irgend wer etwas wider ihn habe, der möge ihn nur dreist angehen und zu ihm kommen, er wolle gern sich mit ihm verständigen und Alles thun, was einem rechtschaffnen Mann und Christen gebühre. Wir trauten seinen Worten und hielten es demnach für Gewissenspflicht, ihm in einem langen Briefe alle Schäden und Mängel der Schule und Kirche, besonders das Unrecht dieses Hofregiments in geistlichen Sachen auseinanderzusetzen. Diesen Brief benutzte er, um uns gänzlich zu stürzen. Er händigte ihn sofort dem Kanzler ein und machte auf ihn hin einen Prozeß gegen uns anhängig.

Der Fürst übergab die Sache dem Pontanus und dieser wüthete förmlich gegen uns *); theils aus angeborner Roheit, theils noch aus besonderer Gereiztheit, theils weil unsre Feinde zum Ueberfluß ihn noch aufstachelten, endlich auch, weil er häufig betrunken war; was ich übrigens hier nicht, um dem Todten, dem ich die ewige Seeligkeit wünsche, einen Schimpf anzuthun, sondern der Wahrheit zu Liebe anführe. Gegen Ende des Jahres 61 wurden wir, wiewohl ohne Landesverweisung oder sonstige Beschimpfung, unsrer Stelle entsetzt. Mit welchem Recht, mag man, wenn es nicht ohnedies klar ist, aus der Schrift des Eberhard von Thann ersehen, der damals an allen Verhandlungen Antheil hatte, jetzt aber sein Unrecht eingesteht und Gott und die Kirche um Verzeihung anspricht. Auch zeugen in dieser Sache die Strafen Derer, welche ihre Anstifter gewesen waren, Strafen, die wir mehr als einmal ihnen geweißsagt haben. So hat z. B. der Kanzler bei seinem Tode anerkannt und öffentlich in der Kirche bezeugen lassen, daß Gottes Zorn

*) Als Probe der damaligen Art und Weise die Anrede, mit welcher der Kanzler die Theologen empfing: Ihr schwarzen, rothen, gelben verzweifelten Schelme und Buben. Ihr papistischen Bösewichter. Wollt ihr die Leute bannen und also vom heiligen Sakrament verstoßen, daß euch Potz Marter Schande. Gehet von mir hinaus, oder ich schlage euch ins Angesicht, daß euch dreitausend u. s. w.

ihn jetzt um des Unrechts willen treffe, das er damals an den Theologen begangen habe.

Von Jena zog ich also fort und begab mich nach Regensburg, allwo ich mich fünf Jahre lang aufhielt, von dem Senat aller Abgaben freigesprochen, auch wohl noch geradezu mit Unterstützungen bedacht. Die Gewogenheit des Stadtraths wurde mir auch bei meinem Abgang durch ein glänzendes Zeugniß beglaubigt. Regensburg verließ ich aber, weil ich nach Antwerpen als eine Art von Kirchenrath berufen war. Dort hatte nämlich der Senat unter Beistimmung des Prinzen von Oranien und des Theils der Bürgerschaft, welcher der Augsburger Konfession zugethan war, zwölf Aeltesten die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten übertragen. Unruhen und Aufruhr habe ich nun keineswegs mir in Antwerpen zu Schulden kommen lassen, wie Viele jetzt mich anklagen — ich hatte nicht einmal eine öffentliche Stellung; nur als Privatperson antwortete ich auf die mir vorgelegten Fragen, mochten diese die Papisten, die Sakramentirer oder die Wiedertäufer betreffen. Jenen Anklägern aber antworte ich dasselbe, was ich damals immer antwortete: „Ich bin ein Kriegsmann von der Schrift, nicht vom Schwerte." Auch sagte ich damals oft, mir sei kein Gebot Gottes bekannt, das die Unterthanen um der Religion willen zum Schwerte gegen ihre Obrigkeit greifen hieße, viele dagegen, die das auferlegte Kreuz zu tragen, und, in einer Stadt verfolgt, in die andere zu fliehen auffoderten. Das ist freilich wahr, hätte ich zur Verschwörung rathen wollen, mir wäre die reichlichste Belohnung nicht entgangen.

Noch ehe die feindliche Partei jene Kriegsunruhen erregte, war ich von Antwerpen weggegangen, um auf den Wunsch des Vorstandes und der ganzen Kirche meine Familie herüberzuholen. Während der Zeit aber wurden die Diener des Evangeliums aus der Stadt vertrieben. So blieb ich denn, mit Erlaubniß des Senats, zu Frankfurt, wo meine Familie schon früher des Winters und der Kriegsgefahren wegen auf ihrer Reise Halt gemacht hatte. Dort würde ich auch länger verweilt haben, aber der Rath erklärte, daß er mich gegen fremde Gewalthaber nicht sichern könne, die ihm oft seine Schützlinge, ganz gegen alles Recht und Herkommen, unter seinen Augen gefangen fortführten. Er entließ mich mit einem Zeugniß über meine dortige Führung.

Sechs Jahre sind es nun also schon her, seit ich von Jena weggegangen bin; fünf Jahre habe ich dort gelebt; nie bin ich erheblicher Ursachen

halber bei der Obrigkeit verklagt worden, außer dem einen Male von Victorin, der aber seine Klage noch nicht erwiesen hat. Bei Gott und meinem Gewissen versichere ich die Wahrheit meiner Erzählung. Will aber aber Jemand dieser keinen Glauben schenken, so mag er andern unverdächtigen Zeugnissen, den Zeugnissen meiner Gegner, wie ich sie in dieser Schrift angeführt habe, meinem ganzen Leben und meinem Bewußtsein glauben, das mir erlaubt, die Drohungen mächtiger Herrn, mit welchen doch auch der Unschuldigste nicht gern anbindet, ruhig in Ländern und Städten abzuwarten, wo ihnen sicherlich ihr gesetzliches Recht gegen mich nicht verweigert wird; das mir gestattet, Urtheil und Rechtspruch nicht zu fliehen, sondern schriftlich und mündlich zu verlangen und zu fodern; denn noch vor anderthalb Jahren habe ich dies, in einer an alle Stände gerichteten und dem Kaiser überreichten Vorrede zu dem Buche über die Uebertragung des Reichs, dringend gethan. Das aber, dächte ich, wäre nicht eben das Zeichen eines bösen Gewissens in einer schlechten Sache. Also meinen Feinden, wiederhole ich, möge man Glauben schenken, die mir dadurch das Zeugniß meiner Unschuld ausstellen, daß sie nicht wagen, auf diese Bitte einzugehen, vielmehr allen Eifers jede Zusammenkunft, Disputation oder Synode hintertreiben und dennoch mir nicht bloß den Weg zu jeder Anstellung abschneiden und so mich und die Meinigen dem Hungertode aussetzen, sondern mich von einer Stadt zur andern verfolgen, um mich endlich im Kerker elend umkommen zu lassen.

Ist noch jetzt irgend Jemand, sei es Freund oder Feind, der etwas von mir will, so bin ich gern erbötig, mich ihm, allein, oder vor würdigen, urtheilsfähigen Männern, oder auch vor der gesetzlichen Behörde, zu stellen. Deren die da schreien: „Er hat den Teufel, kreuzige ihn“, deren giebts freilich überall genug; fodert man sie aber auf, zu beweisen, so müssen sie mit Schimpf und Schande bestehn.

Diese Lügen und Angriffe alle, geradezu um nichts besser als ein Mordversuch, kommen auch von keinem Andern als dem Vater der Lüge und des Mords, dem es wahrlich nicht so sehr um den Verderb eines einzelnen Menschen, als um den Untergang der reinen Lehre zu thun ist, und der deshalb alle seine Künste aufbietet, um unsre Auflehnung gegen seine Entstellungen und Interims zu hintertreiben; wie es denn ganz sicher ist, daß schon wieder ein neues Interim im Verborgnen lauert und nur die Gelegenheit abpaßt, zum Unheil

der Kirche hervorzubrechen und so endlich doch das schon einmal vergeblich Versuchte durchzusetzen.

Manche werfen mir übertriebne Bitterkeit in meinen Schriften vor, aber meine ganze Sache will ich verloren haben, wenn sie in meinen Schriften den zehnten Theil der Bitterkeit mir nachweisen können, mit der ich in den ihrigen, namentlich in Dr. Majors Postille, übergossen werde. Niemals habe ich ihre Person, ihr Privatleben, ihre Sitten angegriffen, wie sie, die über Dergleichen die Sache selbst vernachlässigen. Man erinnre sich nur der Verslein*) und Bilderchen, die sie mir zum Spott herumtragen. Ja meine Taufe sogar schämen sie sich nicht anzugreifen, als sei ich nämlich nie getauft worden, was doch nicht einmal wir jemals den Papisten noch sie uns vorgeworfen haben. Schon das eine, gänzlich aus der Luft gegriffene Mährchen vom Logos genügt um zu beweisen, wie wenig sie sich bei dieser Sache an Recht und Billigkeit kehren. Diese ganzen fünf Jahre über hat Strigel kaum eine Vorlesung gehalten, in der er nicht über mich, ohne alle Veranlassung, wie über den ärgsten Bösewicht unter der Sonne hergefallen wäre.

Weiter wird mir vorgeworfen, daß, hätte ich auch Recht gehabt in meinem damaligen Auftreten gegen jene Männer, es doch jedenfalls die Pflicht eines friedliebenden und wohlgesinnten Mannes gewesen sei, mit allem Ernst die endliche Beilegung des gehässigen Streits sich angelegen sein zu lassen. Darauf antworte ich aber vor Gott, daß ich von ganzer Seele immer gewünscht habe, diesen Streit auf solche Weise beendigt zu sehn, daß dadurch der Wahrheit und der Ehre Gottes nicht zu nahe getreten, alles Aergerniß beseitigt, die Wunden der Gewissen geheilt würden. Der beste Beweis hiefür sind meine mehr als vierzigmaligen, immer vergeblichen Versuche, über die ich in einer eignen Schrift berichtet habe. Man lese nur die Eine Verhandlung zu Koswig, bei der man nicht einmal das Völkerrecht gegen uns beobachtet hat**).

Was ist es denn also, um deswillen die Urheber jener Religionsmengerei mich so schwer anklagen? Alle meine Schriften gehen darauf aus, die Form

*) Major, Professor der Poesie, z. B. gab ein Spottgedicht, synodus avium, gegen Flacius heraus.

**) Flacius war nach Koswig gegangen, um von dort aus mit den Wittenbergern eine Verhandlung anzuknüpfen, das heißt, sie zu bewegen, öffentlich ihr Unrecht einzugestehn. Die Unterhändler wurden aber ziemlich hart angelassen und Flacius mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

der Lehre und der kirchlichen Einrichtungen, welche nach Gottes großer Gnade vorzüglich Luther, gottseligen Andenkens, wieder erneuert und aufgerichtet hat, vor allem Sauerteig verderblicher Secten und vor den Greueln der Babylonischen Hure rein und unverfälscht zu bewahren. Was kann man aber besseres, unzweideutigeres und vorwurfsfreieres thun?

Wer von den Unsrigen hierüber mich richtet, richtet sich selbst und die Religion Christi; denn wenn meine Bemühungen, dieselbe aufrecht zu erhalten, gottlos sind, so muß sie selbst es auch sein und folglich auch Diejenigen, welche sie früher angenommen haben, oder jetzt noch an ihr halten. Ferner muß, wenn es gottlos von mir war, jene ihre Uebereinkunft mit den Papisten zu hintertreiben, natürlich ihr damaliges Beginnen untadelig gewesen, ihr nun erfolgtes Ablassen von demselben aber gleichfalls gottlos sein.

Weiter, wird eingewendet, sei durch diese Zwistigkeiten viel Aergerniß und Zwiespalt angerichtet, den Papisten aber Gelegenheit gegeben worden, unsern Glauben zu verhöhnen und zu verspotten.

Dem antworte ich: Wie kann man sich verwerflichen Anschlägen in der Kirche entgegensetzen, ohne Streit und Zwiespalt zu erregen, wie also verhindern, daß der Satan und sein Anhang den Anlaß zu Spott und Schmähung benutze? Danach vielmehr ist zu fragen, wer des Zwistes und des Aergernisses Urheber war, ob, wer bei der für recht und wahr erkannten Lehre und Verfassung zu verharren rieth, oder, wer dem Satan zu Liebe und um das Aergerniß des Kreuzes zu nichte zu machen, die ganze Religion den Gräueln desselben anbequemen und ihm und seinen geschwornen Knechten die Leitung der Heerde Christi anvertrauen wollte? Petrus hat nur durch das, was er *that*, und zwar in Uebereilung that, gefehlt, nicht durch das, was er lehrte, oder durch eine fortgesetzte und hartnäckige Vertheidigung seines Thuns; auch hat er die, welche ihn tadelten, oder vielmehr in ihnen den Geist des Herrn, nicht hart und bitter verdammt; und doch ist er vom Apostel Paulus so ernstlich nicht bloß dort unter den Augen der ganzen Gemeinde beschuldigt, sondern auch in einem öffentlichen und ewig bleibenden Schreiben. Wer war nun dort der Urheber des Streits? Wer hat den Gottlosen, nicht bloß jener, sondern auch der späteren Zeit, einem Porphyrius oder Julian, Gelegenheit gegeben, um dieses von so großen Aposteln geführten Streites willen Kirche und Christenthum zu verspotten?

Wer erkennen will, wie verderblich dergleichen Vermittlungen sind und wer von uns der eigentliche Urheber des Zwiespalts ist, der lese Luthers Briefe an Philippus und die übrigen damals auf dem Reichstag zu Augsburg versammelten Theologen. Gerade dasselbe hatte Philippus schon damals aus Furcht vor dem Kaiser versucht. Aber damals hielt ihn noch Luther durch sein Ansehn und seinen entschiedenen Widerspruch kräftig zurück.

Auf der Leipziger Verhandlung hatten die Stände in zwei besondern Schreiben das Interim hart angegriffen; die Theologen, namentlich Philippus, vertheidigten aber die Vergleichsformel und verwarfen diese Bedenken. Ihr Hauptargument war dies, man müsse der Hoffnung leben, daß man Bischöfe erhalten würde, die alles Mißliche der Leipziger Schrift mit frommer Weisheit zu mäßigen verstünden. O Hoffnung wider alle Hoffnung und doch jener abrahamitischen so ganz unähnliche Hoffnung! Und dennoch hat eben derselbe nach seiner Zurückkunft gegen mich und Andre die Stände, weil sie jener Sphinx widerstanden, aufs höchste belobt, wie ich auf mein Wort versichern kann. Giebts aber etwas Kläglicheres, als solch ein Hin und Herschwanken? Aber so gehts, wenn man nicht auf das Wort Gottes, sondern die eignen Gedanken sich verläßt und seinen Blick, wie Petrus, von Christus weg und auf Wind, Meer und Wellen wendet. Und ist da, wer so sich hin und wieder wehen läßt und zuletzt auf solch einen Rath verfällt, ist der nicht die eigentliche und einzige Ursache alles Aergernisses?

Andrerseits aber hat Gott selbst, der ja meistens vom Rücken gesehen wird, durch den gesegneten Ausgang gezeigt, daß allerdings der Widerstand gegen jenes schwarze Bündniß und die frommen Ermahnungen zu Standhaftigkeit und Treue sein eignes, nicht das Werk des Satans und der Gottlosen war; denn erstens sind gleich damals Viele, die im Herrn gesinnt und berathen waren, kräftig getröstet und zu inbrünstigem Gebet und zu beharrlichem Halten an der wahren Lehre ermuthigt worden, zweitens wurde, wo sie noch bestand, die wahre Kirche aufrecht erhalten, wo sie schon verfallen war, neu aufgebaut, so daß sie jetzt in derselben Gestalt wie zu Luthers Zeiten wieder da steht. Drittens sind Viele von jenen Gräueln abgeschreckt, Viele auch, die sich schon mit ihnen befleckt hatten, zur Buße bekehrt, mit Christi Blut abgewaschen und so auf immer gerettet, endlich ist die ganze Kirche mit allen ihren Kleinen gewarnt worden, sich je wieder in Zukunft durch solche Künste

von den Werbern des Antichrists berücken zu lassen, denn zweifelsohne kehrt der Teufel mit nächstem zu einem Werk zurück, daß so gut angelegt und auch schon so gut geglückt war. Hat doch selbst Philippus, auf Anlaß seiner Träume, dies vorhergesagt. Auf bequemere Weise können die Gegner ja gar nicht siegen, als wenn sie uns dies Trojanische Pferd in die Stadt einschwärzen. Das beweisen jene Baseler Compactate, die vor 120 Jahren die Kirche Böhmens untergraben haben.

Auch darin hat Gott seine Zustimmung zu unserm Werk bezeugt, daß die Stadt Magdeburg, in welcher die meisten jener Schriften gedruckt worden, welche Gott in dieser schlimmen Zeit zu seiner Rüstkammer, oder, wie sie allgemein genannt wurde, zu seiner Kanzlei auserſehn hatte, wider alle Hoffnung und wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht aus allen Nöthen, aus vierzehnjähriger Reichsacht und fast eben so viel Monat langer Belagerung gerettet wurde. Viele ihrer Feinde dagegen traf Gottes schnelles Strafgericht.

Zur Zeit der Belagerung hatten einige Adiaphoristen geprahlt, sie wollten nach der Einnahme den Amsdorf, Gallus, Illyricus und Alber an den Stadtmauern aufhängen. Gott aber rettete uns und machte durch jenen Sieg der ganzen Adiaphoristerei mit eins ein Ende. Am unverkennbarsten aber hat Sein Gericht sich darin geoffenbart, daß, während die Papisten und Pseudospiritualisten diesen Krieg mit großem Kostenaufwand, in der Hoffnung, den Thron des Antichrists aufs neue aufzurichten und so für immer gewonnenes Spiel zu haben, betrieben hatten, Er dagegen alles so verkehrte, daß gerade ihr eigner Sieg ihnen den Untergang brachte und ihrem Interim und ihrem Religionszwang den Todesstoß gab und zugleich seinen Patron und Gönner, den Kaiser, in die äußerste Noth stürzte. Das sind die Kriege des Herrn, die alle Frommen dankbar preisen und verherrlichen sollten.

Bis hieher habe ich mein Leben in Deutschland, meine Kämpfe und Unternehmungen gegen die verschiedensten Verfälschungen erzählt und das zwar nicht so sehr meinetwillen, als um des Glaubens und der Ehre Gottes und des Seelenheils von Vielen, da es Vielen von der höchsten Bedeutung sein muß, über so wichtige Verhandlungen ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Möchten nun Alle sich wohl vorsehen, während sie einen einzelnen Menschen

zu verfolgen glauben, oder sich den Anschein geben, nicht den Sohn Gottes selber, dessen eigenstes Werk jene Kämpfe sind, anzufeinden und so in ihr eignes Verderben zu rennen. Und auch alle frommen Regierungen, geistliche und weltliche, möchten sie, Gott mehr als Menschen fürchtend, alle das schützen und pflegen, was den wahren Glauben fördert und mehrt, die Gräuel des Widersachers aber abhält, damit, wenn über ein Kurzes jener strenge Richter daherkommt, sie Rechenschaft von ihrer Verwaltung ablegen und jenen höchsten Lohn von ihm empfangen können: Ei du guter und getreuer Knecht, gehe ein in die Freude deines Herrn! Dazu möge er selbst uns gnädiglich verhelfen. Amen. —

III.

Bericht des Matthias Flacius über das Mißverständniß zwischen ihm und dem Ministerium, Einem Ehrbaren Rathe zu Straßburg auf Befehl eingereicht 1572 den 5. Juli.

Gestrenge, weise, gnädige Herrn.

Es ist mir von Ew. Gnaden durch meinen gnädigen Herrn, den Ammeister angezeigt worden, Ew. Gnaden hätten von einem Mißverständnisse Kunde erhalten, das zwischen mir und den hiesigen Predigern sich erhoben habe, nachdem ich nun in den beinah fünf Jahren, welche ich auf meine Bitte unter Ew. Gnaden Schutz und Schirm verlebt habe, mit denselben in freundlichem Verhältniß gestanden. In dieser Sache begehrten nun Dieselben, ich solle Ihnen schriftlich berichten, erstens, warum ich gerade hier Herberge und Schutz gesucht, zweitens, welcher Art das bisher zwischen mir und den Predigern bestandene freundschaftliche Verhältniß gewesen und endlich, wie sich der jetzige Streit entsponnen habe.

Diesem Gebot, das Ew. Gnaden sonder Zweifel gnädig und christlich gegen mich armen Bekenner der Wahrheit Christi gemeint haben, erkenne ich mich schuldig zu gehorsamen.

So will ich denn den verlangten Bericht, so einfältig und kurz als möglich, erstatten, in der Hoffnung, Ew. Gnaden werden denselben mit väterlicher Geneigheit aufnehmen. Denn was ich hier sage, das sage ich in aller Einfalt und in dem Willen, Ew. Gnaden als meiner lieben Obrigkeit zu gehorchen, die lautere Wahrheit anzuzeigen und Niemanden zu verklagen oder Anlaß zu ärgerem Zank und Streit zu geben.

Was nun das erste anbelangt, so habe ich vornehmlich aus zwei Gründen bei Ew. Gnaden Schutz und Herberge gesucht. Dadurch, daß ich in den bösen Tagen des Interims, da Viele aus Furcht still schwiegen, für die wahre Religion nach Gottes Gebot gestritten und dem gottlosen Vorhaben der Widersacher Widerstand geleistet, mußte ich nothwendig die Hochgelehrten und Gewaltigen, päbstlichen und andern, wider mich aufbringen, da Ew. Gnaden ja wissen, was für ein Weichen und Vergleichen mit der päbstlichen Religion dazumal allenthalben gewesen ist.

Gott aber ist es bewußt, daß ich jene Streitigkeiten nicht aus bösem Antrieb, Menschen zu Verdruß oder zu Liebe, noch um Ehre oder Schätze zu erlangen erregt habe, wie denn dazumal dergleichen auch nicht zu erlangen gewesen, sondern einzig darum, weil ich, da ich die ganze Kirche zu Trümmern gehn und Keinen der Hochgelehrten, der Doktoren und Superintendenten sich widersetzen sah, in Einfältigkeit durch das Gebot Gottes, welches Liebe zu ihm, zur wahren Religion und zum Nächsten fodert, mich verpflichtet hielt, solchem Jammer nach meinen schwachen Kräften zu widerstehn. Sind ja auch sonst sehr oft in bösen Zeiten gerade die Unmündigen und Geringen von Gott zum Kampf gegen Irrthum und Verfolgung erweckt worden.

Auch bezeugt der Ausgang jenes gefährlichen und mühseligen Unternehmens, in dem Gott durch dasselbe den vielen Interim gesteuert und den wahren Glauben aufrecht erhalten hat, daß dieses Werk nicht Menschen, sondern Gottes Werk gewesen. Daß aber nur Wenige diese unaussprechliche Wohlthat anerkennen, die Meisten im Gegentheil mit Undank lohnen und auch mich darum verfolgen und verlästern, das wird Gott am jüngsten Tage richten.

Dieselben Hochgelehrten und Gewaltigen nun haben mich von da an bis auf den heutigen Tag um solcher Wohlthat willen aufs bitterste geschmäht, verfolgt und geplagt, wie ja auch Ew. Gnaden nicht unbewußt, da ihre ungerechte Anklage und Verfolgung selbst bis hieher gedrungen ist.

Deswegen, habe ich nun gedacht, wollte ich ihnen einmal recht weit aus dem Wege gehen, ob sie mich denn endlich, wenn ich ihnen in nichts mehr hinderlich wäre, zufrieden lassen möchten.

Dazu kam, daß ich oft gelesen und gehört hatte, Ew. Gnaden und die ganze Stadt sei den Gelehrten und den Studien, vor Allem dem reinen Glauben geneigt und zugethan, gäbe auch gern Denen Schutz und Herberge, die um des Glaubens willen Verfolgung dulden müßten.

Der andere Grund war, daß, nachdem ich dazumal schon vor fünf Jahren die zwei Bände meiner Clavis herausgegeben hatte, ich nun damit umging, eine Glosse über die ganze heilige Schrift zu schreiben und so hier und in dem benachbarten Basel, neben anderer Förderung meiner wissenschaftlichen Arbeiten, auch tüchtige Drucker und Verleger zu finden hoffte. So habe ich ja auch die Glosse über das neue Testament schon herausgegeben und Ew. Gnaden zugeeignet, sowie die über das alte Testament getrost angefangen, ob mir Gott einmal so viel Kraft und vor meinen Widersachern so viel Frieden gäbe, daß ich sie glücklich zu Ende führen könnte. Damit hätte ich denn Ew. Gnaden die erste Frage unterthänigst und nach Wahrheit beantwortet.

In Betreff der andern, über mein bisheriges Verhältniß zu den ehrwürdigen Predigern dieser Stadt, befindet es sich nun folgendermaßen.

Was nämlich zuerst den Grund unsrer bisherigen Freundschaft anbelangt, so weiß ich da nicht anders, als daß ich meinerseits sie für treue Diener Christi gehalten und deshalb, wie billig, geliebt und geehrt, so wie sie auch dagegen, so viel aus ihren Reden und Schriften hervorging, mich für einen Solchen ansahen, der da in Erklärung der heiligen Schrift und im Dienste des wahren Glaubens etwas zu Nutz und Frommen seiner Mitchristen gearbeitet, auch für die Wahrheit Gottes wider päbstliche und andere Irrlehren mit viel Mühe und Gefahr gestritten habe, wie sie das vorher schon aus meinen Schriften ersehen, deren etliche sie auch aufs neue auflegen ließen. Aus dieser und keiner andern Ursache haben wir Freundschaft unter einander gehalten, da ja auch Christus gebietet, daß seine Jünger sich von Herzen lieben und einer dem andern sich dienstbar beweisen sollen.

Weiter verhandelt haben wir unter uns nichts als Folgendes. Erstens begehrten sie einen Bericht über meine Lehre und mein Leben, besonders über das zwischen mir und den Meißener Gelehrten Vorgefallene, nämlich die adiaphoristischen und die damit zusammenhängenden Streitigkeiten, als da sind, über die Nothwendigkeit der guten Werke und die Lehre vom freien Willen und der Erbsünde. Sie sagten, daß die Lehrstreitigkeiten ihnen zwar bekannt seien, auch meine Lehre ihren Beifall habe, von den Verhandlungen selbst aber hätten sie keine genaue Kenntniß.

Mit diesem Bericht *) waren sie denn, so viel ich merkte, zufrieden. Auch schien ihnen ja schon früher meine Meinung eine christliche zu sein. So traten wir also in nähere Verbindung.

Später, im Jahre 1568, schickte Dr. Jakob Andreä **) etliche Artikel an die hiesigen Prediger zur Unterschrift, zu welcher sie sich auch verstanden. Auch ich sollte ein Gleiches thun, doch weigerte ich mich trotz des dringenden Anhaltens der Prediger, weil ich fand, daß die Artikel eher zum Schaden als Vortheil der Kirche ausschlagen würden. Dies hat nachher Dr. Andreä selber in der Erzählung seiner Umreise mißfällig bemerkt, so daß ich also hier keine Geheimnisse ausbringe. Einige von den ehrwürdigen Herrn Predigern haben mich damals auch ermahnt, mich persönlich mit Dr. Andreä zu unterreden; was zu thun ich meinerseits gern bereit war.

Darauf reiste er ab, als er aber nach langer Zeit wiederkam, hatte er die erwähnten Artikel vielfach verändert und ließ durch die Prediger mich von neuem dringend um die Unterzeichnung angehen. Ich gab abermals meine guten Gründe an, die mir eine solche Unterzeichnung unmöglich machten und fügte hinzu, was mir der Herzog von Mecklenburg über diese Umreise und die Verhandlung in Sachsen mitgetheilt hatte.

Das wurde der erste Anlaß zu Unwillen und Erbitterung. Wenn ich nicht unterschriebe, drohte man mir, so wollten sie mich aufgeben und nichts mehr mit mir zu thun haben. Ich mochte mich aber nicht dazu verstehn, den Menschen zu Gefallen bald diese bald jene Schrift zu unterzeichnen. Zugleich schlug man mir eine Reise nach Würtemberg in Gesellschaft des Superintendenten und einiger Andern vor, um dort eine Zusammenkunft mit Dr. Andreä zu halten; darin wollte ich ihnen gern willfahren.

Nachher ließ Dr. Andreä seine Artikel selbst fallen und stellte mir durch

*) Es ist derselbe, den wir als zweite Beilage mitgetheilt haben.

**) Professor der Theologie und Kanzler zu Tübingen, ein Mann, der sich die Beilegung der unter den Lutherischen Theologen entstandenen Streitigkeiten aufs äußerste angelegen sein und kein Mittel unversucht ließ, damit zum Ziele zu kommen, bis es ihm gelang, die Abfassung und Annahme der Concordienformel und des Concordienbuches zu Stande gebracht zu sehn. Es war eine schwierige Aufgabe, welche er sich gesetzt hatte, wobei er von allen Seiten auf Widerstand stieß und sich wenig Dank erwarb; dies mag ihn einigermaßen entschuldigen, wenn sein Benehmen, namentlich auch gegen Flacius, oft keineswegs das eines edelmüthigen, geraden, ohne alle Rücksichten persönlicher Eitelkeit bloß auf die Sache gerichteten Charakters zu sein schien. Sein erster Friedensversuch bestand nun darin, daß er über die Hauptdifferenzen Artikel aufgesetzt hatte, für welche er die Beistimmung und die Unterschrift der angesehensten Theologen, unter diesen auch des Flacius, zu erlangen bemüht war.

die ersten Prediger allhier nur die Forderung, ich sollte mit meiner Unterschrift als Norm und Richtschnur der wahren Religion anerkennen: die heilige Schrift, die drei Symbole, das apostolische, nizäische und athanasische, das Augsburger Bekenntniß nebst der Apologie, endlich die Schmalkaldischen Artikel und den Katechismus Dr. Luthers, worein ich denn zuletzt, nachdem sie wiederholt bei mir angehalten, willigte, wie ich auch stets ihnen und dem Herrn Dr. Jakob, so weit es mit Gott und gutem Gewissen sich verträgt, habe willfahren wollen und annoch will.

Dies ist nun die erste Uebereinkunft in der Lehre, welche zwischen mir, Dr. Andreä und den ehrwürdigen Herrn Predigern getroffen worden, welches Bekenntniß sie auch, wiewohl es schon vor dreizehn Jahren zu Lüneburg abgefaßt worden war, die Zerbster Norm genannt haben *).

Weiter haben die ehrwürdigen Prediger dieser Stadt gegen Ende Juli eine bündige und tüchtige Schrift aus der gedachten Zerbster Norm zusammengestellt, worin sie eben die jetzige Frage von der Erbsünde gar christlich, gründlich und deutlich erörtern. Dieselbe haben sie dann als eine sichre und feste Richtschnur der Wahrheit unterschrieben und auch bei mir um meine Unterschrift durch den Superintendenten angehalten. Nachdem ich die Sache erwogen, ging ich darauf ein, der Wahrheit zu Frommen und jenem Herrn zu Gefallen.

Das ist denn der zweite Vergleich zwischen mir und den hiesigen Predigern, entnommen aus der Zerbster Glaubensregel und ohne mein Bitten noch Begehren von ihnen insgesammt aufgestellt und einträchtig unterzeichnet, zum Zeugniß, daß dies in Kirche und Schule ihre einhellige Lehre sei.

Diese Uebereinkunft der Prediger über die Erbsünde überreiche ich hiemit Ew. Gnaden schriftlich und bitte um Gottes und seiner Wahrheit willen, Sie wollten doch dieselbe mit Fleiß lesen und erwägen. Denn Ew. Gnaden werden in ihr den besten Bericht über diesen Streit finden, und erkennen, daß ich keineswegs eine irrige Lehre vortrage.

Ferner hat den zehnten August eine Unterredung zwischen mir und

---

*) Von dem Convente zu Zerbst, 1570; da ein Haupthinderniß der Vereinbarung zwischen der Wittenberger Schule und ihren Gegnern darin bestand, daß jene sich auf das Corpus Philippicum, eine Sammlung Melanchthonischer Schriften, als Norm der Lehre berief, so wollte Andreä dasselbe durch den Vorschlag beseitigen, jene von den Niedersächsischen Theologen, wie Flacius bemerkt, schon längst als normativ anerkannten Schriften allgemein anzunehmen, (wie später auch im Concordienbuche geschah).

Dr. Andreä in Beisein der hiesigen Pfarrer statt gefunden, in welcher, wiewohl es nicht ganz ordentlich und richtig mit ihr herging, auch nicht so viel Zeit darauf gewendet wurde, als ich dringend verlangt hatte, doch zuletzt wieder ein Vergleich, den Dr. Jakob selbst dem Pfarrer Matthäus Nägelin in die Feder gesagt hat, zwischen uns aufgerichtet worden ist. In diesen Vergleich haben alle Anwesenden eingestimmt.

Derselbe enthielt aber zwei Punkte, erstens: Die Erbsünde sei eben das, was die heilige Schrift sehr oft das Fleisch, den Sinn des Fleisches, den alten Menschen oder Adam, das steinerne, verkehrte Herz und ähnlich bezeichnet; alle diese Ausdrücke seien aber gleichbedeutend. Das sind ja aber offenbar Ausdrücke, die das böse Wesen selbst und nicht nur accidentia bedeuten. Zweitens: Was in der Unterredung wegen Kürze der Zeit zwischen mir und Dr. Andreä nicht hinlänglich erörtert worden, das wollten wir ferner in eignen Schriften friedlich durchnehmen und ausführen und dieselben uns gegenseitig durch Vermittlung der Prediger zukommen lassen. Das ist denn die dritte Vergleichung, die unter uns Beiden und den Predigern getroffen wurde.

Diese drei Vergleiche, welche nicht von mir, sondern Dr. Jakob und den hiesigen Predigern ausgegangen und als öffentliche Vergleichsformeln aufgestellt worden sind, überantworte ich hiemit Ew. Gnaden, damit Dieselben nach Ihrem Begehren wissen mögen, was von Wichtigkeit zwischen uns in christlicher Freundschaft verhandelt worden ist und wie es nie meine Absicht gewesen, mich der Lehre dieser Kirche und dem Begehren der Prediger dieser Stadt in irgend einer billigen Sache zu widersetzen, geschweige denn eine neue, ketzerische Lehre einzuführen.

Aus dem erwähnten dreifachen Vergleich, so wie aus den gedachten theologischen Disputationen des Herrn Superintendenten von dem Bilde Gottes und über den Brief an die Römer, die vor zwei oder drei Jahren hier statt gefunden und nicht minder endlich aus vielen Predigten desselben können Ew. Gnaden zur Genüge ersehen, daß sie in diesem Punkt von der Erbsünde wie in andern Artikeln einerlei Meinung mit mir gewesen sind, was ich überdies mit vielen andern Schriften und glaubhaften Zeugnissen belegen kann.

Der Inhalt aber dieser Meinung oder Lehre von der Erbsünde ist der, daß Gott, Gen. 4 und Röm. 6, 7; 8 aufs klarste lehrt und bezeugt, daß die Erbsünde die gewaltige böse Kraft oder Macht sei, die den Menschen gar übel

regiert, wider Gott und sein Wort wüthet und tobt, ihn zu aller bösen Lust und Begierde und bösen Werken treibt und dieselben endlich durch ihn vollführt. Was aber diese böse Macht sei, lehrt und erklärt aufs deutlichste der Herr selber, Moses, die Propheten und die Apostel, nämlich, daß sie eben das böse verkehrte Herz oder blinde Vernunft und freier Wille oder Natur und Wesen des alten verderbten Menschen sei, welche böse Natur Moses und Paulus das Bild Adams oder den alten Menschen heißen, darinnen Adam alle seine Nachkommen gezeugt hat, Gen. 5 und 1 Kor. 15. Und eben dies ist auch meine Lehre und Bekenntniß und nicht, daß die Erbsünde die ganze Substanz, die ganze Person, der ganze Mensch sei, wie meine Widersacher mir fälschlich andichten.

Diese Lehre ist je gewiß und klar bei wahren Christen gehalten worden, auch mehr als tausendmal in der heiligen Schrift klärlich ausgesprochen und in dem dreifachen Vergleich, besonders in der Vergleichung der Lehrer hieselbst, deutlich und gründlich ausgeführt und ist keineswegs eine manichäische Irrlehre, wovon wir später noch zu reden haben. Das Widerspiel aber haben gelehrt und gepredigt die Sophisten, Schultheologen und Papisten die letzten vierhundert Jahre her, und lehren und predigen auch jetzt meine Widersacher in gedruckten Schriften, nämlich daß diese Erbsünde, dieser Ursprung alles Uebels, nicht die böse Natur selbst, sondern ein accidens, etwas der Natur oder dem Wesen Anklebendes und Beigemischtes sei; denn das Wesen und die Natur des Menschen, ja auch der Teufel selbst, sagen sie, wäre noch gar gut und dem Gesetze Gottes gemäß. Wider solche Sophisten und Papisten sind eben in diesem Punkte aufgetreten Dr. Luther, Bucer, Martyr, welcher Letzte eine lange Zeit die heilige Schrift allhier vorgetragen, Oekolampadius zu Basel und Andre; wie auch die Apologie und die Schmalkaldischen Artikel sie um dieser Irrlehre wegen ernstlich strafen und widerlegen. Hierüber lege ich Ew. Gnaden zur gütigen Einsicht ein Schriftchen bei, Angelus betitelt, in welchem die Ursache dieses Streits gründlich auseinandergesetzt ist. So viel sei über den zweiten Punkt gesagt, nämlich die Frage, was für Verhandlungen ich mit den hiesigen Predigern in gutem Einverständniß gepflogen.

Die dritte und letzte Frage war die, welcher Art und welchen Ursprungs das jetzt zwischen mir und den Herrn Predigern obwaltende Mißverständniß sei. Die Antwort hierauf nun wird mir schwer, weil ich einestheils mich zwar mit Freuden Ew. Gnaden durch Angabe der einfachen Wahrheit gehorsam

erzeigen, zugleich aber von Herzen gern die ehrwürdigen Herrn Prediger schonen wollte. Auch möchte ich nicht durch einen solchen Bericht zu größerer Erbitterung und Uneinigkeit Anlaß geben. Denn wir Christen sind ja vor Gott schuldig und sollen uns dessen befleißen, das Uebel zu mindern und zu heilen, nicht ärger zu machen.

Doch aber, weil Ew. Gnaden diesen Bericht in der guten Meinung begehren, Alles zum besten zu wenden, so erkenne ich mich hierin, wie gesagt, Ew. Gnaden als meiner jetzt von Gott geordneten Obrigkeit schuldig, unterthäniglich und mit Verschonung meines Nächsten, sonderlich des ehrwürdigen Ministerii allhier, zu gehorsamen. So will ich denn nicht bloß in diesem Bericht Keinen verklagen und zu größerm Zank Veranlassung geben, sondern bitte vielmehr, Ew. Gnaden möchten als christliche Herrn zu Gottes Ehren und zur Verhütung von Aergerniß meinen Bericht so aufnehmen, daß die göttliche Wahrheit bestehe, jedes Mißverständniß aber zwischen mir und den Dienern am göttlichen Wort allhier gehoben werde. Und nun zur Sache.

Oben habe ich gemeldet, wie in dem dritten Vergleich als der zweite Punkt unter uns ausgemacht worden, daß wir das noch nicht gehörig Erörterte freundschaftlich auf dem Wege schriftlicher Mittheilung und durch Vermittlung der Prediger ausführen wollten.

Nach diesem Beschluß ließ mir denn Dr. Andreä durch die Prediger gegen Ende September eine Schrift zustellen, worin er seine Gründe wiederholte. Auf diese überreichte ich hinwieder nach einigen Wochen den Predigern meine Antwort, damit sie selbst sie lesen und dann Dr. Jakob überschicken möchten, welcher dann anzeigen sollte, ob meine Entgegnung triftig sei oder nicht, und wenn nicht, wo dann der Mangel noch stecke. Ob sie nun dem Dr. Jakob die Antwort, wie es ausgemacht worden, haben zukommen lassen oder nicht, das weiß ich noch heutigen Tags nicht. An mir liegts nicht, wenn nicht der Handel gemäß der letzten Uebereinkunft beigelegt worden ist. Um diese Zeit aber *) fingen die ehrwürdigen Herrn Prediger an, mit mir

*) In der That scheint von dieser Zeit an eine Aenderung in der Gesinnung der Straßburger Geistlichkeit gegen Flacius eingetreten zu sein, wozu der Grund theils in den fortgesetzten Warnungen des Andreä liegen mogte, theils in dem immer allgemeiner werdenden Widerspruch der angesehensten Theologen gegen die Flacianische Ansicht, theils in dem Mißvergnügen darüber, daß Flacius sich nicht unbedingt zur Zurücknahme des Ausdrucks Substanz von der Erbsünde bequemen wollte (er knüpfte diese daran, daß auch seine Gegner sich der Bezeichnung derselben als Accidens enthielten), theils in der Besorgniß, den guten Ruf der Orthodoxie zu verlieren, wenn man sie für Anhänger des Flacianischen Irrthums hielte, was allerdings um so leichter

schriftlich zu unterhandeln und mich zu ermahnen, ich sollte meine Behauptung, daß die Erbsünde eine Substanz sei, zurücknehmen. Ich bewies ihnen aber, daß dies meine Lehre und Meinung keineswegs sei, sondern die Erbsünde sei eben das böse Bild oder die wesentliche Gestalt des alten Adam oder verkehrten Menschen, die man auch des Teufels Bild heiße. Auch bemerkte ich ihnen, nach der Verabredung läge mir allein mit Dr. Andreä Unterhandlung zu pflegen ob, ihnen aber nur, zwischen uns zu vermitteln und demgemäß möchten sie ihm denn meine Antwort zustellen.

Auf diese Weise wollte ich jedem Streit zuvorkommen; in dieser Absicht auch bat ich sie, wenn sie meiner Lehre wegen mich irgend in Verdacht hätten, möchten sie meine beiden klar und bündig gestellten Bekenntnisse von der Erbsünde lesen und danach über mich urtheilen.

Dennoch ließ ich mich auf ihre Gründe ein und stellte aus der heiligen Schrift, aus Luthers Schriften, der Apologie, den Schmalkaldischen Artikeln und aus Bucers, Martyrs und Oekolampadius Büchern, die nebst vielen Andern vor mir ein Gleiches gelehrt hatten, Zeugnisse gegen dieselben auf.

Diese Zeugnisse, deren übrigens auch in dem Vergleich der Prediger selber sich welche finden ließen, bin ich ebenfalls Ew. Gnaden auf Begehren zuzustellen gern erbötig.

Sie fuhren jedoch fort, mich schriftlich zu ermahnen, ich sollte solcherlei Rede fahren lassen. Ich erwiderte ihnen darauf, es sei hier nicht um die Rede, sondern um die Sache zu thun. Denn ich hätte schon längst zuvor in meiner kurzen Bekenntniß erklärt, daß ich, obwohl Dr. Luther und andre Hochgelehrte, wie man aus ihrem eignen Vergleich beweisen könnte, diese Rede gebraucht hätten, dennoch gern sie lassen wollte, falls Jemand bessere Reden und treffendere Bezeichnungen, um die Erbsünde den Sophisten und Papisten gegenüber zu bestimmen und festzustellen, angeben könnte.

Da sie mir auch vorhielten, meine Lehre würde von den Widersachern hart angegriffen, als sei dieselbe manichäisch, zeigte ich ihnen gründlich, daß die Pelagianer und Papisten seit je die rechten Lehrer, als Augustin, Luther und Bucer, ja unsre ganze Kirche der manichäischen Ketzerei beschuldigt hätten, daß in Wahrheit aber nicht meine, sondern ihre, der Widersacher

---

geschehen konnte, da Flacius, der überhaupt für Discretion keinen Sinn hatte, zu ihrem Verdrusse nicht unterließ, sich auf ihre Uebereinstimmung und auf jene dreifache Uebereinkunft mit ihnen zu berufen.

Meinung manichäisch sei. Denn die Manichäer hätten zwei verschiedene Schöpfer und Schöpfungen gelehrt. Der gute Gott habe die gute Natur des Menschen erschaffen; der böse Geist dagegen habe aus nichts das Böse, die Erbsünde geschaffen und habe dies Böse dann von außen dem Menschen eingeflößt, woher die an sich gute Natur des Menschen sei verderbt und verkehrt worden. Eben so lehrten nun auch meine Widersacher, die Erbsünde sei ein Werk oder Geschöpf des Teufels, das der böse Geist von außen her in den Menschen hereingebracht und so ihn verderbt habe. Der heilige Augustinus dagegen und alle rechten Lehrer behaupteten, daß mit nichten das Böse oder die Sünde ein besondres Geschöpf des Teufels sei, sondern das gute Geschöpf Gottes sei durch Verwandlung ein böses geworden, wie ja auch ich gesagt habe, der gute Baum sei in einen bösen und giftigen Baum verwandelt. Das habe ich ihnen an Luther und Augustin, dem ärgsten Feinde der Manichäer, klar gezeigt.

Damals ermahnten sie mich denn auch, mich öffentlich über meine Meinung zu erklären, um sie gegen den Verdacht der Ketzerei zu rechtfertigen, wozu ich mich ebenfalls, wiewohl das schon früher hinlänglich geschehen war, bereit erfinden ließ.

Ferner machte ich damals auch den Predigern einen guten Vorschlag zur Einigung, nämlich sie möchten bei Dr. Jakob anfragen, ob er es zufrieden wäre, daß man in der Beschreibung der Erbsünde dieselben Ausdrücke brauchte, in die er auf der letzten Zusammenkunft selber gewilligt, daß also die Erbsünde der alte Mensch, das Fleisch, der Sinn des Fleisches, das steinerne verkehrte Herz sei, oder auch, daß man die Bestimmungen der lateinischen Apologie sich aneignete, also die Erbsünde sei die böse Natur oder Lust, die da suchet und wählet nicht nur fleischliche Wollust sondern auch fleischliche Weisheit und Gerechtigkeit, dagegen Gott und seine Gerechtigkeit haßt und verachtet.

Denn mit diesen Bestimmungen wollte ich gern zufrieden sein. Ob sie ihm aber diesen Vorschlag wirklich gemacht haben, weiß ich nicht.

Endlich, da sie abermals und heftiger in mich drangen, habe ich ihnen erklärt, daß ich ihnen meines Gewissens halber nicht willfahren könne, sondern bei der dreifachen Vergleichsformel, die sie und Dr. Jakob selbst veranstaltet, stehn bleiben müsse. Auch hoffte ich, daß sie selbst dabei verbleiben würden, da ich mich unmöglich so hin und her wehen und treiben lassen und

wie es den Menschen eben einfiele bald da bald dort mich unterschreiben und abermals die Meinung ändern und immer wieder ändern könnte. Denn das wären hier wichtige Glaubenssachen und meine und andrer Leute Seligkeit hinge mit daran, darum bäte ich sie, es bei jenem ihrem dreifachen Consens verbleiben und mich für einen Christen und Bruder im Herrn gelten zu lassen.

Auch fügte ich hinzu, ich wolle hiemit erklärt und bezeugt haben, daß jener dreifache Vergleich mein Glaubensbekenntniß sein sollte vor Gott und seiner Kirche, den ehrwürdigen Predigern und der hiesigen Gemeinde und vor einer christlichen Obrigkeit dieser löblichen Stadt, meinen gnädigen Herrn, damit die hiesige Kirche und Obrigkeit daraus ersehen könnte, daß meine Meinung in diesem Punkte keine Ketzerei sei. Haben doch sie selbst in dem zweiten Vergleich bekannt, solches wäre ihre und ihrer Vorfahren wie ihrer Kirche einträchtige Lehre.

Hart vor Ostern haben sie darauf noch eine und zwar eine ziemlich scharfe Schrift sammt einem Büchlein in dieser Sache an mich gerichtet. Friedens halber mochte ich nicht antworten, sondern schickte ihnen in aller Freundschaft beifolgendes lateinisches Schriftchen, angelus tenebrarum betitelt, damit sie aus demselben erkännten, daß die Lehre meiner Widersacher ein recht papistischer Gräuel sei. Vordem hätten unsre Lehrer denselben bekämpft und abgewehrt, so hoffte ich denn, daß auch sie ihm jetzt nicht beifallen würden. Schließlich bat ich sie, falls sie noch Mangels an meiner Lehre befünden, sich eine möglichst baldige christliche Ausgleichung angelegen sein zu lassen.

Ob nun die Herrn Prediger bei jener ihrer dreifachen Uebereinkunft zu bleiben gedenken oder nicht, das müssen sie selbst am besten wissen. Das aber ist gewiß, verdammen sie meine Lehre, so verdammen sie auch ihre Uebereinkunft, verdammen die Apologie, die Artikel und Bucers und Luthers Lehre — wessen ich mich doch zu ihnen nicht versehe.

Dies nun habe ich Ew. Gnaden, wie Dieselben befohlen, auf die dritte Frage kurz und einfältig und unterthänigst antworten wollen und nichts habe ich hierin mit Wissen und Willen fälschlich berichtet.

Der verlangten Kürze halben habe ich die Sache nur im Allgemeinen wiedergegeben, zumal die einzelnen Umstände anzuführen gar zu lang werden und mehr zur Erbitterung der Gemüther als zur Einigung beitragen würde,

wie ja nicht wohl anders möglich, als daß man bisweilen hüben und drüben zu viel oder zu wenig thut. Deshalb habe ich denn nur das Wichtigste hervorgehoben. Das Wichtigste aber unbestreitbar ist, ob ich irgend einer falschen Meinung schuldig erfunden und überwiesen werden könne.

Auch habe ich absichtlich vermieden, Jemand vor Ew. Gnaden zu verklagen oder zu verunglimpfen, denn obwohl ich selbst genugsam zu klagen hätte, weil Einige von ihnen, um die Leute wider mich aufzuhetzen, giftige Reden, die zu beweisen ihnen schwer fallen dürfte, ausgestreut haben, denke ich doch, es sei besser, das Böse, wo es nur mich selbst betrifft, mit Geduld und Gebet zu ertragen und die Sache Dem zu befehlen, des die Sache ist.

Sollte aber über mich eine Klage schon erhoben worden sein oder künftig es werden, so bitte ich aufs unterthänigste, zu gestatten, daß ich mich selber verantworte. Ich weiß mich nicht zu erinnern, sie irgend wie beleidigt zu haben und möchte, wie früher schon einen schriftlichen, um so mehr jetzt einen Handel vor Gericht mit ihnen vermeiden. Findet sich aber Jemand, der mich aus Gottes Wort vor Ew. Gnaden oder Ihren dazu Verordneten eines Irrthums überweisen zu können meint, so will ich gerne Rede und Antwort stehn und aus Gottes Wort mich belehren lassen. Denn auf dem beruht doch Alles.

Und nun zum Schluß so bitte ich, weil ich fest überzeugt bin, Ew. Gnaden haben als christliche Regenten von mir und vielleicht auch von Andern diesen Bericht nur deshalb begehrt, um Alles zur Erhaltung der göttlichen Wahrheit und der christlichen Einigkeit zu wenden, bitte und flehe ich unterthänigst um des theuren Leidens Christi willen, Sie wollten doch veranlassen, daß diese und andere Religionsstreitigkeiten in einer christlichen Zusammenkunft rechtschaffen aus Gottes Wort verhandelt und entschieden würden, in der Weise etwa, wie vor einem Jahre der durchlauchtigste Pfalzgraf eine Disputation mit den Wiedertäufern zu Frankenthal hat halten lassen, damit doch endlich Jedermann selber sehen, hören und fühlen möge, auf welcher Seite die Wahrheit und auf welcher der Irrthum liege.

Und weil vielleicht Jemand sagen möchte, man könne nicht um eines einzelnen Menschen willen eine Syonde oder Disputation veranstalten, so ist zu wissen, daß nicht ich allein sondern auch Andre diese der heiligen Schrift und unsrer Kirche Lehre schriftlich vertheidigen, als der ehrwürdige Spangenberg nebst noch Einigen in der Mansfeldschen Grafschaft, die Thüringschen

Prediger Magister Irenäus, Martin Wolf und andere, so wie auch Dr. Cölestinus, der jetzt bei dem Kurfürsten von Brandenburg sich aufhält.

Auch gilt es hier nicht diesen oder jenen Menschen, sondern die Religionssache und hochwichtige Streitpunkte, ja den göttlichen Willen selbst und den Ernst seines Gebotes und thut Noth, allen Fleißes aus dem göttlichen Worte eines Urtheils sich zu erholen, damit man nicht das Unkraut mit dem Waizen ausraufe, oder wie Gamaliel weislich redet, wider Gott selbst handle und streite. Denn es ist ja, wie Christus sagt, gar schwer und verderblich wider den Stachel lecken.

Um eine solche Synode oder Disputation habe ich unlängst den Herzog Hans Wilhelm, eben so den Herzog von Mecklenburg, den Herzog von Braunschweig, den Landgrafen von Hessen, den Grafen von Königstein, den Grafen von Mansfeld und den mittleren Reus aufs unterthänigste gebeten, von welchen ich einer Antwort entgegensehe. Die gedachten beiden Grafen haben mir auch gnädig verheißen, alle Mühe darauf zu wenden, daß dieselbe baldigst zu Stande komme, und so warte und hoffe ich denn sehnlichst auf diese christliche Verhandlung. Auch der Kurfürst von Brandenburg, höre ich, soll solche Synoden zusammenberufen wollen und bei anderen Herrn darum anhalten.

Solche Synoden und Erörterungen der Religionssachen aus Gottes Wort befiehlt auch Christus, der Herr, aufs ernstlichste seiner Kirche, vorzüglich aber den Gewaltigen, denen der Allmächtige das Schwert zu tragen vertraut hat, ihm zu Ehren, dem menschlichen Geschlechte zu Frommen, allem Guten zur Förderniß und zur Hemmung alles Bösen.

Solche Zusammenkünfte oder Synoden und Unterredungen aus Gottes Wort haben auch die alten Kaiser und Könige allen Fleißes und Ernstes und ohne Aufwand zu scheuen veranstaltet. Solches würde auch wohl stimmen zu dem Namen dieser Stadt und Obrigkeit, die sich nun an die fünfzig Jahre schon um die wahre Religion so hohe Verdienste erworben hat.

Der allmächtige, ewige Gott erbarme sich seiner Kirche und schaffe ihr gnädiglich Frieden und erhalte ihr den wahren reinen Glauben um seines lieben Sohnes willen.

Er auch, der gütige Gott, regiere und beschütze Ew. Gnaden und gebe Ihnen christlich zu regieren und sich in keinem Wege an dem Bekenner Jesu Christi zu vergreifen, auf daß Sie zuletzt am jüngsten Tage als des wahren

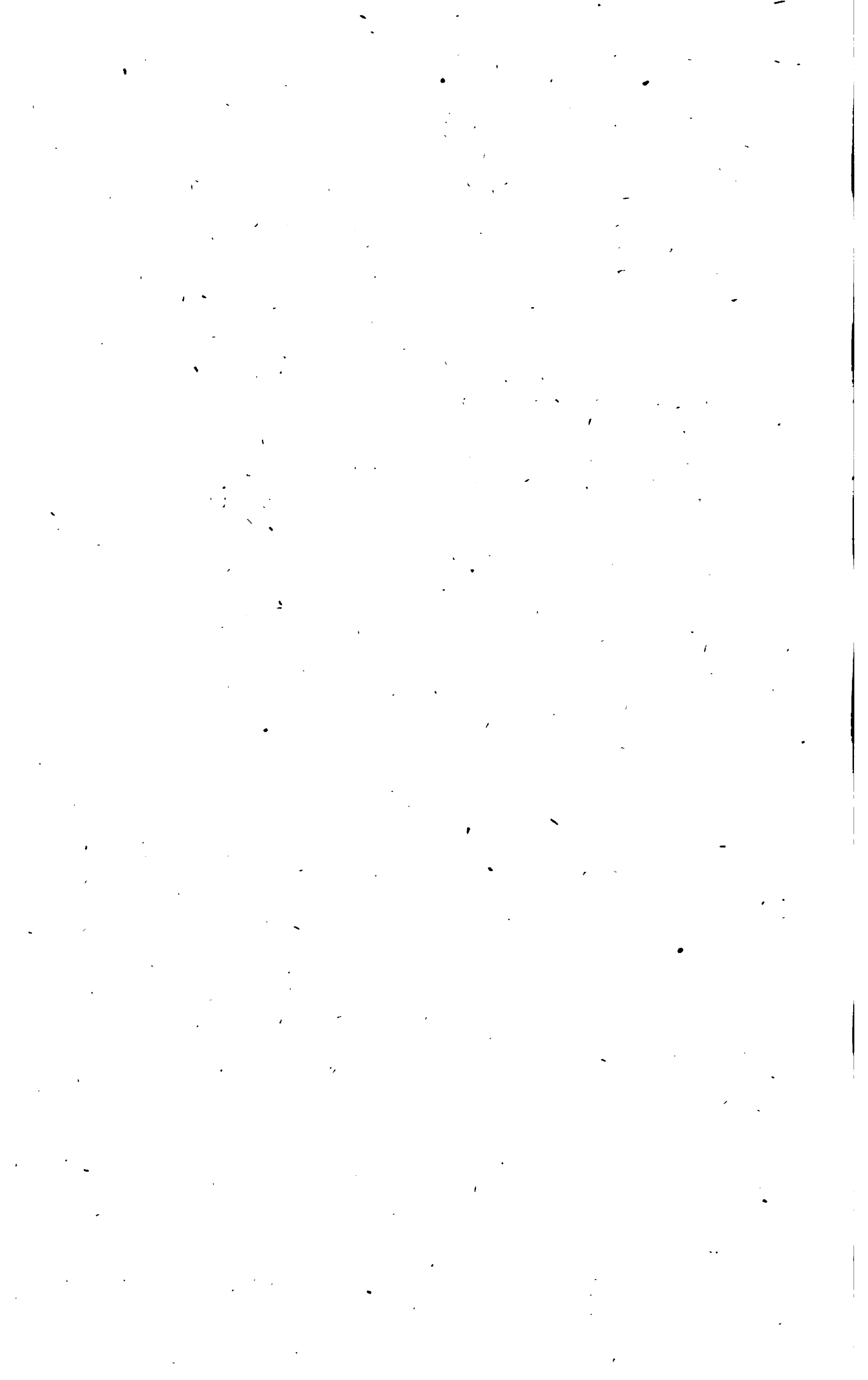
Glaubens Förderer, ja auch als Beherberger des jetzt verjagten und wohlgeplagten Christus von ihm, dem obersten Richter und Herrn aller Herrn, freundlich und väterlich möchten empfangen werden.

Endlich erbarme er sich auch meiner, als seines verfolgten und betrübten Bekenners, des Bekenners der Wahrheit; denn er sei mein Zeuge hier und dort, daß ich von Herzen in seinem Worte, der heiligen Schrift, geforscht, was doch eigentlich seine wahre Religion und Lehre sei, und selbige, so viel mir immer möglich, mit ganzem Herzen glaube, auch mit Mund und Schrift bekenne, erkläre und verfechte, und auch eben in diesem Punkt von der Erbsünde nicht anders weiß, denn daß diese sei die wahrhafte Meinung und Lehre der göttlichen Schrift und unsrer Kirche. Ihm befehle ich mich allerzeit durch seinen Sohn und auch Ew. Gnaden als seinen rechtmäßigen Dienern in dieser Stadt, meinen gnädigen und gebietenden Herrn. Amen.

Ew. Gnaden

Unterthäniger, williger

Matthias Flacius Illyricus.



Melanchthon und das Interim.

In der allgemeinen Gefahr und Bestürzung, mit welcher der Schmalkaldische Krieg für die Protestanten endete, waren Aller Augen besonders auf den Mann gerichtet, der schon zu Luthers Lebzeiten an Ansehn diesem gleich gekommen war, nun aber als unbestritten der erste Mann des Protestantismus da stand. Man kann aber nicht sagen, daß diese Erwartung eine ganz sorgenfreie, vertrauende gewesen wäre. Schon lange hatte es Melanchthon einer gewissen Partei nicht recht machen können, und von seiner Charakterfestigkeit und Willenskraft waren selbst die Freunde keineswegs überzeugt. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der große Lehrer zeigen konnte, wessen in gefährlichen Zeiten sich seine Kirche zu ihm als Haupt und Führer zu versehen hatte.

Die Hochschule in Wittenberg, der Heerd des Protestantismus und sein europäischer Mittelpunkt, waren zersprengt und mit dem Lande in die Hände des Verräthers der evangelischen Sache gefallen. Studenten und Professoren hatten sich größtentheils geflüchtet und in den benachbarten Städten, besonders zu Nürnberg, ein einstweiliges Unterkommen gefunden. Melanchthon hielt sich damals im Harz auf. Anfangs hatte er beschlossen, bis zur neuen Veränderung der Religionssachen, denn einer solchen mußte man entgegensehn, keinem Fürsten seine Dienste zuzusagen; doch ließ er sich durch eine Einladung des Herzogs von Anhalt, die er nicht wohl ablehnen konnte, bestimmen, nach Leipzig zu gehen. Hier trafen ihn die dringendsten Aufforderungen seiner alten, in Wittenberg zurückgebliebenen Freunde, sich doch ihrer früheren kollegialischen Verbindung zu erinnern, und durch seine Gegenwart die Wiederaufrichtung der Hochschule zu entscheiden. Kaum hätte es deren bedurft; des

alten Lehrers ganzes Herz hing an Wittenberg; unter den mißlichsten Umständen, während die Herstellung der Universität aufs höchste zweifelhaft war, jedenfalls von Herzog Moritz und dessen Räthen abhing, kehrte er dorthin zurück.

Folgten wir nun in der Beurtheilung dieses Schrittes seinen damaligen Gegnern, und auch neuern, unparteiischen Stimmen, ja fast ließe sich hinzusetzen, seinen eignen Geständnissen, so müßten wir ihn als eine Handlung der Unselbstständigkeit und Schwäche tadeln, als den Anfang späterer Abweichungen von dem richtigen Wege. Er selbst nämlich spricht sich in vertrauten Briefen so aus, als wage er nicht zu entscheiden, ob er mehr durch den alten Namen Wittenbergs und das Andenken jenes geseegneten Zusammenwirkens für das Evangelium bewogen, oder durch Schmerz und das herannahende Alter gebrochen, seinen früheren Lebenskreis wieder aufgesucht habe. Klar sich bewußt, das Rechte ergriffen zu haben, ist er nicht, vielmehr giebt er zu, es könne dies auch ein Fehltritt sein, er wolle darüber nicht Streit erheben, nur bitte er, daß man in diesem Falle seinen Irrthum verzeihe und denselben nebst seinem vielen andern Unrecht Gott überlasse. Dennoch handelte Melanchthon, so scheint es uns, hier ganz wie er mußte. Daß er nach Wittenberg sich zurückbegab, war nicht Schwäche, noch weniger Muthlosigkeit — gerade dort war er ja am unsichersten — sondern er folgte darin nur dem Wink der Geschichte selber. Hier, wo die deutsche Reformation begonnen, von wo aus sie sich so lange Jahre fortentwickelt hatte, hier mußte, wenn irgend möglich, wieder angeknüpft werden und damit, daß an der Stelle des eifrig protestantischen Johann Friedrich nun der scheinbar abtrünnige Moritz die Regierung inne hatte, war diese Möglichkeit noch nicht abgeschnitten. Im damaligen Wittenberg hätte selbst Luther sich zu halten wenigstens versuchen können. Daß Melanchthon seine Sache so schwach vertheidigt, zeugt noch nicht gegen dieselbe. In den meisten Fällen würde man diesem Mann nicht sein Recht widerfahren lassen, wenn man den Maßstab für seine Handlungen von ihm selbst entlehnen, geschweige denn noch abrechnen wollte, was Eigenliebe und Verblendung hier bei Andern fast immer hinzuthun. Bei Melanchthon ist es eher nöthig, daß man sich seiner gegen ihn selbst annimmt. Auf der einen Seite verhinderten ihn die liebenswürdigste Bescheidenheit, die zarteste, regste Gewissenhaftigkeit, andrerseits freilich auch Mangel an entschlossnem Sinn, an freudigem Vertrauen auf die innere Stimme, die eigne Sache mit Nachdruck

zu vertreten. Für sich wagt er wenig, mehr für Andre, ehe er aber recht unerschütterlich für eine Sache einsteht, muß es schon augenscheinlich und ihm ganz unzweifelhaft die göttliche sein.

Uebrigens ist er niemals an diesem Schritt wirklich irre geworden. Die wichtigsten Gründe bestimmten mich — versichert er seinen Freunden — mich dieser Stadt nicht zu entziehen. Und zu diesen rechnet er, mehr noch als die Erinnerung so langer Jahre, in denen Wittenberg sein andres Vaterland geworden sei, die Verwaistheit der Hochschule, die bedenkliche Lage der Landeskirchen, Gründe, welche für ihn auch später unter den mißlichsten Umständen, ja augenscheinlicher Lebensgefahr ihr Gewicht behielten. Jene vor gänzlicher Aufhebung und die Kirchen, so viel an ihm sei, vor Verwüstung zu wahren, ist von nun an seine unermüdliche Sorge.

Um die Zukunft der Akademie, wie gesagt, stand es damals noch sehr ungewiß. Der Herzog war mit auswärtigen Geschäften überhäuft; die geflüchteten Professoren konnten mit ihren Familien vor der Zusicherung eines festen Gehaltes, die Studenten vor der Bestätigung ihrer Stipendien nicht zurückkehren und ehe überhaupt hierin etwas beschlossen würde, wollte man erst die Verfügungen des Kaisers in Betreff des Religionszustandes abwarten. Unter so schwierigen Verhältnissen wurde Melanchthon obendrein noch durch besondre Umstände gedrängt. Sein Vernehmen mit der neuen Regierung ließ sich zwar gut an, doch blieb er die erste Zeit ohne feste Stelle und Gehalt; von allen Seiten her liefen täglich Unglücksnachrichten ein, und während von Kaiser und König, die in ihm den vornehmsten Widersacher ihrer Absichten erblickten, Gefahr drohte, sah er sich zugleich protestantischerseits aufs heftigste von Solchen angegriffen, die ihm schon seinen Aufenthalt in Wittenberg, seine Stellung zu dem verhaßten Moritz als Verrath auszulegen geneigt waren. Eben diese Angriffe nahm sich seine Gattin so zu Herzen, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel; und unter solchen Leiden aller Art besorgte er die Herausgabe seiner Dialektik und führte einen so ausgebreiteten Briefwechsel, daß sein Freund Eber befürchtet, er werde noch dem ewigen Briefschreiben, diesem seinem bösen Schicksal, unterliegen. „Wie ein Fremder lebe ich hier, schreibt er an Aquila, kein Tag vergeht mir ohne Thränen." Dennoch schlug er alle Anträge aus, welche von Schwaben, England und Dänemark an ihn ergingen. Einen Ruf des Herzogs von Preußen wollte er erst dann näher überlegen, wenn hier jede Hoffnung der alten Wirksamkeit geschwunden

wäre. In solchen Stunden, wo die Aussicht des gänzlichen Fehlschlagens seines Lieblingswunsches ihm vor die Seele trat, sah er sich wohl nach einer Zufluchtstätte für seine alten Tage um, schien sich aber keine zu finden, denn überall schreckte ihn das Getümmel des Kriegs, oder der Lärm theologischer Streitigkeiten, von denen er seit je kein Freund gewesen war und die er zumal jetzt herzlich satt und überdrüssig hatte.

Und doch sah er gerade jetzt eine Zeit des Kampfes über sich hereinbrechen, gegen welche alle früheren Zwistigkeiten verschwinden mußten, welcher er sich nicht gewachsen fühlte. Er, der sein ganzes Leben lang nie geführt hatte, immer nur gefolgt war, der auch in glücklichen Tagen durchaus der Gemeinschaft bedurfte, um seiner selbst gewiß und froh zu werden, fand sich durch Luthers Tod und die ihm folgenden Ereignisse plötzlich an die Spitze des Protestantismus gestellt, dessen Sache gänzlich darniederlag, dessen Fortbestehn und künftige Gestalt in die Abhängigkeit einer fremden feindlichen Macht gerathen war. Und hätte dieselbe nur noch in offner Feindschaft ihm gegenüber gestanden! So aber hatte er nicht unmittelbar mit der Gewalt sich abzufinden, sondern zwischen den Machtspruch des Kaisers und die Interessen der Religion war der Landesfürst auf eine Weise getreten, welche seine religiöse Ueberzeugung mit seinen Ansichten über die Rechte der von Gott ihm gesetzten Obrigkeit in ein peinliches Gedränge zu bringen drohte. Und nun in dieser Bedrängniß Beobachter, Aufpasser von allen Seiten, die, mehr oder minder gehässig oder ängstlich, die Wege bewachten, welche er einschlagen könnte — gewiß, wir haben den Ausdruck seiner wahren Stimmung darin, wenn er einem Freunde betheuert, nicht um Vortheil oder Ehre habe er diese Stellung gewählt, seine Gedanken seien nicht auf Ruhm und Ehre, sondern einzig auf das Grab gerichtet.

Es war eine Zeit der drückendsten Beklemmung. Was des Kaisers eigentliche Absicht sei, war noch ungewiß. Melanchthon fürchtete schon, er werde, wie ein Gerücht verbreitete, die Religionssachen unter das Tridentinische Concil stellen wollen und erschrak, wenn er die so eben veröffentlichten Beschlüsse über die Rechtfertigung erwog. Es wäre das Schlimmste zu erwarten gewesen, denn an eine Vereinigung konnte da nicht zu denken sein, und doch war die Gesinnung mancher evangelischen Fürsten mehr als zweifelhaft. Derweilen erfüllte der Kriegszustand die Gemüther mit Schrecken. Am Himmel sah man drohende Zeichen, allerorten geschah Unerhörtes; Blitze

fielen aus blauer Luft, aus Kornähren floß Blut, in den Gotteshäusern trieben Gespenster Nachts ihr Unwesen. Melanchthons bekümmerte Seele deutete dies Alles auf das Schicksal seiner Kirche. In den Sternen sah er ihre dunkle Zukunft prophezeit. Sollte sie daher noch gerettet werden, so meinte er müßte Gott sich diesmal wohl der Mittelursachen entschlagen und durch ein Wunder die Pläne der Menschen zu Spott machen.

Noch einmal wurde ihm jetzt die Gelegenheit geboten, Wittenberg mit einem andern Wirkungskreis zu vertauschen. Joachim von Brandenburg lud ihn nach Frankfurt an der Oder ein. Diesem Fürsten hätte er sich aber zu allerletzt verpflichtet. Er schlug es aus.

In dem beginnenden Jahre wurde Melanchthon zum ersten Male über die kirchlichen Dinge amtlich befragt. Der Kaiser hatte den Ständen zu Augsburg seinen Wunsch angezeigt, die Schlichtung der Religionshändel einem allgemeinen Concil zu übergeben. Herzog Moritz verlangte in Folge dessen von den Wittenbergern ein Gutachten, sowohl über die Bedingungen, unter welchen das vorgeschlagene Concil beschickt werden könne, als auch über die schon stattgefundenen Beschlüsse der Tridenter Synode. Unterdessen war aber bereits die Kunde von dem Entwurf eines Interims nach Sachsen gedrungen, wodurch die Theologen sich veranlaßt sahen, in ihrer Antwort dem Fürsten die Mißlichkeit einer solchen Vergleichformel vorzuhalten. In Betreff der vorgeschlagenen Kirchenversammlung, erklärt Melanchthon, so könne man sich deren zukünftigen Bestimmungen eben so wenig verschreiben, als den schon gefaßten der päbstlichen unterwerfen. Ueberhaupt achte er, daß falsche Lehre und Wahrheit immerdar mit einander in Streit liegen würden, trotz Concordien und Concil.

Bald darauf bekam er das gefürchtete Interim selbst zu Gesicht.

Die protestantische Partei betrachtete dies Religionsedikt allgemein als einen Schlag, den gegen ihre Sache der römische Katholicismus führe. Allein mit Unrecht. Mit dieser Uebereinkunft war in der That Niemand ganz zufrieden als der Kaiser selbst und seine Helfer. Sie war sein Gedanke. Und zwar war ihre Veröffentlichung eine Handlung der Selbstständigkeit in Kirchensachen, vor welcher der Pabst erschrecken mußte. Auf dem Reichstage hatte Karl der fünfte seine Absicht kund gegeben, den großen Zwiespalt, welcher Deutschland verwirre und dessen kräftiges Auftreten gegen die andern Mächte verhindre, einstweilen, bis auf die Entscheidung jenes christlichen Concils, durch

einen für beide Theile verbindlichen Vergleich zu heben. Die Ausführung desselben überließen die Stände ihm, der damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glückes stand. Er wählte hiezu die katholischen Theologen, Julius von Pflug, Bischof zu Naumburg, und Sidonius, nachherigen Bischof zu Merseburg, so wie evangelischerseits den ersten Märkischen Prediger, Johannes Agricola. Pflug entwarf, unter Berücksichtigung der beiden Mitgenannten, einen Aufsatz, aus welchem das spätere Interim hervorgegangen ist.

Nachdem nämlich derselbe mehrfach durchgesehen, auch zwei spanischen Theologen zur Billigung vorgelegt worden, fand der Kaiser ihn reif zur Veröffentlichung und ließ ihn zu Augsburg vor Ständen und Reich verlesen. Da ist nun zu bemerken, daß eine förmliche Anerkennung nicht statt fand. Die Evangelischen mußten sich mit der Entdeckung überraschen lassen, daß nur sie an diese Maßregel gebunden sein sollten. Noch ehe die Reichsstände zu allgemeiner Annahme sich vereinigt hatten, trat der Erzkanzler des Reichs, Albrecht von Mainz, vor und dankte dem Kaiser für diesen neuen Beweis der weisen und treuen Sorgfalt, die er zu Deutschland trage. Hierauf erklärte Karl das Interim für Reichsgesetz. Jetzt erst, da er nichts mehr stören konnte, ließ er den wartenden Nuntius des römischen Hofs vor sich und hörte den Einspruch gegen Kelch und Priesterehe an. Auf spätere Einwendungen von Seiten der Fürsten nahm er keine Rücksicht. So erhielt Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, der den Kaiser an sein Versprechen, die Protestanten ihrer Religion wegen unbelästigt zu lassen, erinnerte und die Annahme des Buchs verweigerte, geradezu die Antwort: Der Kaiser werde ihm im Falle der Widersetzlichkeit ein paar tausend Spanier auf den Hals schicken. Herzog Moritz dagegen hatte wohlweislich sich eine vorherige Berathung mit seinen Ständen ausbedungen, worin der Grund zu den sächsischen Interimsverhandlungen liegt. Uebrigens waren nicht alle evangelische Fürsten der kaiserlichen Maßregel abgeneigt. An einem der bedeutendsten, Joachim II. von Brandenburg, fand sie sogar einen eifrigen Beförderer. Nun steht dies zwar mit dem religiösen Charakter und Entwickelungsgang Joachims nicht in so großem Widerspruch, aber keineswegs bloß auf diese Quelle geht das allgemeine Urtheil seiner Zeitgenossen zurück: er soll um den Preis von 16000 Gulden seine Hülfe zugesagt haben *). In der That betrieb er die Einführung des Interims

*) B. Sastrow's Lebensbeschreibung B. II. Sastrow's Chronik gilt bei den Sachkundigen

mit einem Eifer, als wenn es den glänzendsten Sieg, nicht die Unterdrückung des Protestantismus gälte. Melanchthon ließ sich sagen, daß er in Augsburg häufig mit Herzog Moritz zusammenkomme, um diesen zur Annahme auch der Privatmesse zu bewegen. Ueberhaupt spricht Melanchthon von ihm und seinem Hof immer mit der höchsten Erbitterung; über Keinen aber ist er aufgebrachter als den dritten Interimsverfasser, den Agricola. Diesen Mann, der früher zu einer gerade entgegengesetzten Richtung sich bekannt hatte, verleitete seine gesinnungslose Eitelkeit, sich zum Werkzeug der kaiserlichen Pläne herzugeben. Er suchte, da anfangs die Meinung herrschte, als sollte der Vergleich beide Parteien betreffen, sich zu überreden, die Verbreitung des Protestantismus würde auf diese Weise mehr gefördert als durch alle früheren Ereignisse. „Da fährt er hin, der Reformator des ganzen deutschen Landes", sagte er, da er in Berlin den Wagen bestieg um nach Augsburg zu fahren. Ein neues goldnes Zeitalter prophezeit er in seinen Briefen. Und wie rühmt er sich, als das große Werk glücklich zu Stande gekommen war! „Ich habe ihm nicht bloß beigesessen, ich leitete den Rath" schreibt er einem seiner Freunde, was übrigens allem Anschein nach nicht einmal wahr ist. „Zerfließen würdest du vor Wonne, schreibt er einem andern, wenn ich dir Alles erzählen könnte. Die Priester behalten ihre Weiber, Thür und Thor für ganz Europa sind dem Evangelium geöffnet und der Pabst hat nichts dawider." Und gegen den Aquila vermaß er sich, wie das Interim ein gar köstliches Buch sei, der Pabst wäre nun reformirt, der Kaiser lutherisch. Während er so prahlte, hatte er den Haß von halb Deutschland auf sich geladen und wäre in einem Städtchen Thüringens fast gesteinigt worden.

Jene Schrift *), das so genannte Augsburger Buch, wurde nun Me-

---

für eine gute Quelle; des prachtliebenden, tiefverschuldeten Fürsten Ruf in diesem Punkte war nicht der beste; für eine angemessene Summe glaubten die Spanier auf ihn rechnen zu dürfen. Freilich ist damit diese ehrenrührige Beschuldigung noch nicht ohne Weiteres glaubwürdig. Den Urhebern des Interims wurde auch viel Unwahres nachgeredet.

*) Was die Form derselben anbelangt, so ist es nur der Friedfertigkeit des gelehrten Naumburger Bischofs zuzuschreiben, wenn er, den man eine Zeit lang allgemein für den eigentlichen Verfasser ansah, sich diese Ehre nicht ausdrücklich verbat. Zwar hat sein Entwurf zu Grunde gelegen, ist aber durch so viele umändernde, streichende und hinzusetzende Hände gegangen, daß man vergebens nach einer Einheit des Plans und Vortrags sich umsieht und einzelnes sogar den Abschreibern auf Rechnung kommen muß. So steht z. B. in des Bischofs Aufsatz unter dem Artikel über die Ehe, „ut vir una uxore sit in perpetuum contentus, nec cum hac in vita divortium faciat". Daraus wird im Augsburger Buch „nec cum hac invita", was sich in der deutschen Ausgabe denn richtig durch „ohne ihren Willen" übersetzt findet.

lanchthon von seinem Landesherrn zur Einsicht und Begutachtung übersandt. Auf so arge Zumuthungen war er denn doch nicht gefaßt. „Da irrt der Kaiser, wenn er meint, ich allein würde mich auflehnen, selbst die Steine werden schreien", schreibt er an Kreuziger. Desto mehr möchte man sich wundern, wenn man das ausgestellte Gutachten selbst liest. Vergegenwärtigt man sich aber den schon angedeuteten Gesichtspunkt, von welchem Melanchthon die damaligen Zerrüttungen betrachtet, so wird man es diesem angemessen und in ihm den ersten aber vollständigen Ausdruck der Denkweise finden, welcher er im ganzen Verlauf der interimistischen Bewegungen treu blieb.

Ihm lagen nämlich die Folgen religiöser Kämpfe und kirchlicher Verwüstung in ihrer traurigsten Gestalt tagtäglich offen vor Augen. Nur unter dem Schutz des Friedens, urtheilte er daher, könne das Evangelium gedeihen und Früchte tragen. Deswegen sei alles Gezänk, jeder nicht umumgängliche Streit über Glaubenssachen zu meiden. Und da betrachtete er sich nun als Denjenigen, welcher dazu berufen sei, während in manchen Gegenden der reine Gottesdienst so ganz daniederliege, durch besonnene Mäßigung den Landeskirchen Frieden und Ruhe, auch um den höchsten Preis, Verrath an dem Worte Gottes ausgenommen, zu erhalten. Um des Friedens willen jedem Opfer, nur diesem Einen nicht, sich zu unterziehen, ist im Folgenden seine beständige Losung.

So fängt er denn das Bedenken mit der Hinweisung an, wie er seit je den Streit nicht geliebt, sondern allbekannt lieber immer die Sache zu einem erfreulichen Ausgang gebracht habe. Demgemäß wäre er auch hier des Spruches eingedenk, daß vor Gott ein Gräuel sei, wer Uneinigkeit unter Brüdern stifte. Darum, wiewohl viele Allgemeinheiten und gefährliche Reden in dem Buche stünden, wolle er doch Geduld damit tragen, rathe auch den Fürsten, selbst zuzusehen, was zu thun sei, und finde bei der großen Zerrissenheit der Kirche es nicht Unrecht, daß der Kaiser auf eine passende Ausgleichung dächte. In solch einer Ausgleichung müßten dann aber nöthige und unnöthige Dinge unterschieden werden. In dem vorliegenden Buch seien viel unnöthige zusammengehäuft, deren etliche leiblich seien und annehmbar, als Fasten, Kirchenkleider u. s. w., etliche aber an sich Unrecht, als Privatmesse, Seelenmesse, Kanon, Heiligendienst. Dieser letztern Wiederannahme sei nicht wohl möglich und würde großes Aergerniß geben und arge Zerrüttung hervorrufen. Was von der Lehre der Väter, von Kirche, Pabst und

Bischöfen in dem Buche gesagt werde, obschon dies großwichtige Dinge seien, dennoch könne man sich so vernehmen lassen, daß der Kaiser merke, man wäre zur Eintracht geneigt. Der Artikel von der Rechtfertigung sei schwach gestellt, doch nicht unbedingt zu verwerfen. Im Sakrament gehe einiges unsre Kirche nichts an. Ueber Confirmation und Oelung solle man nicht viel zanken. Die Privatbeichte sei räthlich, Gewissenszwang aber auszuschließen. Das von der Ehescheidung gehöre nicht in die Kirchenlehre, sondern ins Kirchenregiment und laufe da den Landeskonsistorien zuwider. Die Messe, wie sie als bloßes Dankopfer beschrieben werde, sei annehmbar, vorausgesetzt, daß man die Privatmesse nachließe. Was endlich zur Aufrechthaltung guter Zucht und Ordnung diene, solche Einrichtungen und Gebräuche könne man immerhin sich gefallen lassen. Dies sei sein einfältiges Bedenken, darinnen er um des Friedens willen viel nachgegeben, wovon er härter werde reden müssen, falls doch der Frieden nicht zu erlangen sei. Auch, achte er, würden Andere so gelinde nicht reden.

Und gewiß darin hatte er Recht. Nur ist eben der Punkt der mißlichste. Warum in diesem Falle diese ungemeine Nachgiebigkeit gerade von seiner Seite? Hielt er die Andern für entschiedener, so hatte er ja doch, da er der Vermessenheit fern war, eigenmächtig, auf seine persönliche Verantwortung der gemeinsamen Sache rathen zu wollen, dieser Andern Ansicht und Willensmeinung in seinem Gutachten zu berücksichtigen, denn um die Gesinnung der sächsischen Kirchen, nicht sein persönliches Urtheil, oder um letzteres doch nur so weit es auf die Kirchen bestimmend einwirken konnte, handelte es sich hier. Freilich gereicht ihm die damalige Zeit, der Gang der Reformation selber zu einiger Entschuldigung. Von der unsre Zeit so lebhaft bewegenden Frage über das Verhältniß, die gegenseitige Verbindlichkeit zwischen den leitenden Einzelnen und der Masse war damals überall wenig die Rede und konnte es am wenigsten in einer Kirche sein, deren Vorsteher und Führer zugleich ihre Schöpfer und Begründer waren. Man denke, um von Luther abzusehen, nur daran, daß Melanchthon an den Gemeinbesitz der öffentlichen Bekenntnißschriften noch willkürlich Hand legen durfte und daß dies Verfahren erst lange nachher Widerspruch fand. Allein dennoch unterliegt Melanchthons Verfahren in dieser Sache gerechtem Vorwurf. Er mußte wissen, wie groß sein Einfluß auf die Glaubensgenossen, wie wichtig seine Stimme in dieser Lebensfrage des Protestantismus war. Statt aber im Bewußtsein dieser Bedeutung aufzutreten,

glaubt er sich von der öffentlichen Sache trennen, seine Meinung als Gelehrter und Privatmann abgeben zu dürfen, und indem er so aus Mangel an kräftigem Vertrauen und aus übel angebrachter Bescheidenheit sich scheut, die Gesammtheit in ihrem Sinn und Geiste zu vertreten, wird er durch die Verhältnisse, die ihn nun doch einmal an die Spitze gestellt haben, dahin gebracht, ihr die eigne kleingläubige Verzagtheit aufzubringen.

Denn etwas sehr verzagt und muthlos muß man dies Gutachten allerdings finden, noch ohne an die frühere Begeisterung der Evangelischen dem Katholicismus gegenüber, an die Sicherheit, mit der man sich in Zeiten des Glücks bewußt war, Gut und Blut einsetzen zu können für reine Lehre und Freiheit von Menschensatzung, geschweige an den Eifer Derer zu denken, die von Kanzeln und Lehrstühlen das gottesdienstliche Gepränge und Geklingel des Pabstthums für nicht sehr verschieden vom Heidenthum ausgegeben hatten. Wenn das der Anfang des standhaften Bekenntnisses war, so durfte man für den Ausgang wenig hoffen.

Auch war der kurfürstliche Hof mit Melanchthons Antwort in hohem Grade zufrieden. So viel Geneigtheit zu der vorgelegten Vergleichung hatte er kaum vorausgesetzt. Noch mehr aber mußte sich der erste Rath des Herzogs, Christoph von Karlowitz, überrascht und in seinen besten Erwartungen überboten finden, als er kurz nachher einen Brief erhielt, in welchem Melanchthon ihm seine Ansichten über die betreffende Maßregel, seinen ganzen dermaligen Gemüthszustand mit freundschaftlichem Vertrauen auseinandersetzt. Karlowitz war nicht der Mann, ein Vertrauen zu ehren, das er benutzen konnte. In wenig Tagen war der Brief in Deutschland und binnen einiger Wochen in ganz Europa verbreitet. Bartholomäus Sastrow, in seiner Lebensbeschreibung, läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen: „Dies kleinmüthige Schreiben Melanchthons ist mit großer Verwunderung, wiewohl sehr verschiedener Gemüthsbewegung aufgenommen worden. Die Protestanten habens mit Schreck und Herzeleid, die Katholischen mit unaussprechlicher Freude gelesen. Herr Gott, wie haben sie sich damit geschleppt, darüber frohlockt und triumphirt, ihre Lust und ihren großen Gefallen daran Jedermann im ganzen deutschen Lande nicht genugsam entdecken noch ausposaunen gekonnt."

In Bezug auf die eigentliche Angelegenheit ist der Brief nicht wesentlich von dem obigen Bedenken verschieden. Melanchthon sucht den Verdacht, als wäre er gesonnen, den Wünschen der Regierung Hindernisse in den Weg zu

legen, von sich zu entfernen und erbietet sich zu allen nur irgend erträglichen Bedingungen. Die Art aber, wie er das thut, ist wichtig für die Beurtheilung seines Charakters. Hier nun können wir nicht durchaus dem Urtheil eines berühmten neueren Geschichtforschers beistimmen. Es scheint uns zu hart, wenn Ranke in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation B. V. bemerkt: „Melanchthons Briefwechsel erweckt sonst immer Theilnahme, Verehrung, Liebe; diesen Brief aber, wollte ich, hätte er nie geschrieben;" wenn dieser Brief uns zeigen soll „wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen übernommen, gerathen könne" und da dem Verfasser namentlich seine Aeußerungen über Luther, so wie die Seitenblicke, welche er auf seine früheren Herren sich erlaube, zum Vorwurf gemacht werden. Es enthält vielmehr derselbe, wie uns däucht, nichts, was nicht in gutem Einklang mit Melanchthons sonstiger Erscheinung sich befände, und geradezu sittlichen Tadel verdiente. Seine weiche, allzu nachgiebige Natur, sein Mangel an Selbstständigkeit, an Muth, vorzüglich aber an zurückhaltender Vorsicht treten, wie sie immer ihm eigen waren, auch hier uns entgegen, nur in dem Maaße auffälliger und störender, als die gefährliche Zeit gerade einen entgegengesetzten Charakter gefodert hätte. Der tadelnde Rückblick übrigens auf die vorige Regierung, der ja nicht dem Willen, der Gesinnung des trefflichen Johann Friedrich gilt, möchte wohl der geringste Anstoß in dem Briefe sein. Nicht bloß Melanchthon selbst litt noch stündlich unter dem Unglück, das die kleinlichen Zänkereien, das unmännliche Schwanken der Fürsten, während es eine große Entscheidung galt, herbeigeführt hatten: die Arbeit langer Jahre, der Seegen der Reformation lag danieder und mit jedem Tage wuchs das öffentliche Elend. Was hätte ihn hindern sollen, eines Benehmens mißbilligend zu gedenken, das allbekannt war, auf dem die Verwünschungen der eignen Partei lasteten? Und was sagt er denn so Bedenkliches? Er äußert bloß, da er den Charakter der Fürsten gekannt hätte, habe ihn dieser Krieg gleich anfangs mit Kummer erfüllt. Er selbst denke mit Zeno's Anhang tapfrer zu kämpfen als sie an der Donau mit dem Kaiser gethan hätten. Verdrießlicher freilich sind die Klagen über Luther, und daß er sie gegen Karlowitz laut werden läßt. Aber man muß auch erwägen, was Melanchthon in der letzten Zeit von Luther zu ertragen hatte, und mit welcher edlen Selbstverläugnung er alles ertragen. Es ist das vielleicht eine Unzartheit, vielleicht auch nur der langgehemmte Ausbruch jenes Grolls, mit dem sich immer, Gott

alten Lehrers ganzes Herz hing an Wittenberg; unter den mißlichsten Umständen, während die Herstellung der Universität aufs höchste zweifelhaft war, jedenfalls von Herzog Moritz und dessen Räthen abhing, kehrte er dorthin zurück.

Folgten wir nun in der Beurtheilung dieses Schrittes seinen damaligen Gegnern, und auch neuern, unparteiischen Stimmen, ja fast ließe sich hinzusetzen, seinen eignen Geständnissen, so müßten wir ihn als eine Handlung der Unselbstständigkeit und Schwäche tadeln, als den Anfang späterer Abweichungen von dem richtigen Wege. Er selbst nämlich spricht sich in vertrauten Briefen so aus, als wage er nicht zu entscheiden, ob er mehr durch den alten Namen Wittenbergs und das Andenken jenes geseegneten Zusammenwirkens für das Evangelium bewogen, oder durch Schmerz und das herannahende Alter gebrochen, seinen früheren Lebenskreis wieder aufgesucht habe. Klar sich bewußt, das Rechte ergriffen zu haben, ist er nicht, vielmehr giebt er zu, es könne dies auch ein Fehltritt sein, er wolle darüber nicht Streit erheben, nur bitte er, daß man in diesem Falle seinen Irrthum verzeihe und denselben nebst seinem vielen andern Unrecht Gott überlasse. Dennoch handelte Melanchthon, so scheint es uns, hier ganz wie er mußte. Daß er nach Wittenberg sich zurückbegab, war nicht Schwäche, noch weniger Muthlosigkeit — gerade dort war er ja am unsichersten — sondern er folgte darin nur dem Wink der Geschichte selber. Hier, wo die deutsche Reformation begonnen, von wo aus sie sich so lange Jahre fortentwickelt hatte, hier mußte, wenn irgend möglich, wieder angeknüpft werden und damit, daß an der Stelle des eifrig protestantischen Johann Friedrich nun der scheinbar abtrünnige Moritz die Regierung inne hatte, war diese Möglichkeit noch nicht abgeschnitten. Im damaligen Wittenberg hätte selbst Luther sich zu halten wenigstens versuchen können. Daß Melanchthon seine Sache so schwach vertheidigt, zeugt noch nicht gegen dieselbe. In den meisten Fällen würde man diesem Mann nicht sein Recht widerfahren lassen, wenn man den Maßstab für seine Handlungen von ihm selbst entlehnen, geschweige denn noch abrechnen wollte, was Eigenliebe und Verblendung hier bei Andern fast immer hinzuthun. Bei Melanchthon ist es eher nöthig, daß man sich seiner gegen ihn selbst annimmt. Auf der einen Seite verhinderten ihn die liebenswürdigste Bescheidenheit, die zarteste, regste Gewissenhaftigkeit, andrerseits freilich auch Mangel an entschlossnem Sinn, an freudigem Vertrauen auf die innere Stimme, die eigne Sache mit Nachdruck

zu vertreten. Für sich wagt er wenig, mehr für Andre, ehe er aber recht unerschütterlich für eine Sache einsteht, muß es schon augenscheinlich und ihm ganz unzweifelhaft die göttliche sein.

Uebrigens ist er niemals an diesem Schritt wirklich irre geworden. Die wichtigsten Gründe bestimmten mich — versichert er seinen Freunden — mich dieser Stadt nicht zu entziehen. Und zu diesen rechnet er, mehr noch als die Erinnerung so langer Jahre, in denen Wittenberg sein andres Vaterland geworden sei, die Verwaistheit der Hochschule, die bedenkliche Lage der Landeskirchen, Gründe, welche für ihn auch später unter den mißlichsten Umständen, ja augenscheinlicher Lebensgefahr ihr Gewicht behielten. Jene vor gänzlicher Aufhebung und die Kirchen, so viel an ihm sei, vor Verwüstung zu wahren, ist von nun an seine unermüdliche Sorge.

Um die Zukunft der Akademie, wie gesagt, stand es damals noch sehr ungewiß. Der Herzog war mit auswärtigen Geschäften überhäuft; die geflüchteten Professoren konnten mit ihren Familien vor der Zusicherung eines festen Gehaltes, die Studenten vor der Bestätigung ihrer Stipendien nicht zurückkehren und ehe überhaupt hierin etwas beschlossen würde, wollte man erst die Verfügungen des Kaisers in Betreff des Religionszustandes abwarten. Unter so schwierigen Verhältnissen wurde Melanchthon obendrein noch durch besondre Umstände gedrängt. Sein Vernehmen mit der neuen Regierung ließ sich zwar gut an, doch blieb er die erste Zeit ohne feste Stelle und Gehalt; von allen Seiten her liefen täglich Unglücksnachrichten ein, und während von Kaiser und König, die in ihm den vornehmsten Widersacher ihrer Absichten erblickten, Gefahr drohte, sah er sich zugleich protestantischerseits aufs heftigste von Solchen angegriffen, die ihm schon seinen Aufenthalt in Wittenberg, seine Stellung zu dem verhaßten Moritz als Verrath auszulegen geneigt waren. Eben diese Angriffe nahm sich seine Gattin so zu Herzen, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel; und unter solchen Leiden aller Art besorgte er die Herausgabe seiner Dialektik und führte einen so ausgebreiteten Briefwechsel, daß sein Freund Eber befürchtet, er werde noch dem ewigen Briefschreiben, diesem seinem bösen Schicksal, unterliegen. „Wie ein Fremder lebe ich hier, schreibt er an Aquila, kein Tag vergeht mir ohne Thränen.“ Dennoch schlug er alle Anträge aus, welche von Schwaben, England und Dänemark an ihn ergingen. Einen Ruf des Herzogs von Preußen wollte er erst dann näher überlegen, wenn hier jede Hoffnung der alten Wirksamkeit geschwunden

wäre. In solchen Stunden, wo die Aussicht des gänzlichen Fehlschlagens seines Lieblingswunsches ihm vor die Seele trat, sah er sich wohl nach einer Zufluchtstätte für seine alten Tage um, schien sich aber keine zu finden, denn überall schreckte ihn das Getümmel des Kriegs, oder der Lärm theologischer Streitigkeiten, von denen er seit je kein Freund gewesen war und die er zumal jetzt herzlich satt und überdrüssig hatte.

Und doch sah er gerade jetzt eine Zeit des Kampfes über sich hereinbrechen, gegen welche alle früheren Zwistigkeiten verschwinden mußten, welcher er sich nicht gewachsen fühlte. Er, der sein ganzes Leben lang nie geführt hatte, immer nur gefolgt war, der auch in glücklichen Tagen durchaus der Gemeinschaft bedurfte, um seiner selbst gewiß und froh zu werden, fand sich durch Luthers Tod und die ihm folgenden Ereignisse plötzlich an die Spitze des Protestantismus gestellt, dessen Sache gänzlich darniederlag, dessen Fortbestehn und künftige Gestalt in die Abhängigkeit einer fremden feindlichen Macht gerathen war. Und hätte dieselbe nur noch in offner Feindschaft ihm gegenüber gestanden! So aber hatte er nicht unmittelbar mit der Gewalt sich abzufinden, sondern zwischen den Machtspruch des Kaisers und die Interessen der Religion war der Landesfürst auf eine Weise getreten, welche seine religiöse Ueberzeugung mit seinen Ansichten über die Rechte der von Gott ihm gesetzten Obrigkeit in ein peinliches Gedränge zu bringen drohte. Und nun in dieser Bedrängniß Beobachter, Aufpasser von allen Seiten, die, mehr oder minder gehässig oder ängstlich, die Wege bewachten, welche er einschlagen könnte — gewiß, wir haben den Ausdruck seiner wahren Stimmung darin, wenn er einem Freunde betheuert, nicht um Vortheil oder Ehre habe er diese Stellung gewählt, seine Gedanken seien nicht auf Ruhm und Ehre, sondern einzig auf das Grab gerichtet.

Es war eine Zeit der drückendsten Beklemmung. Was des Kaisers eigentliche Absicht sei, war noch ungewiß. Melanchthon fürchtete schon, er werde, wie ein Gerücht verbreitete, die Religionssachen unter das Tridentinische Concil stellen wollen und erschrak, wenn er die so eben veröffentlichten Beschlüsse über die Rechtfertigung erwog. Es wäre das Schlimmste zu erwarten gewesen, denn an eine Vereinigung konnte da nicht zu denken sein, und doch war die Gesinnung mancher evangelischen Fürsten mehr als zweifelhaft. Derweilen erfüllte der Kriegszustand die Gemüther mit Schrecken. Am Himmel sah man drohende Zeichen, allerorten geschah Unerhörtes; Blitze

fielen aus blauer Luft, aus Kornähren floß Blut, in den Gotteshäusern trieben Gespenster Nachts ihr Unwesen. Melanchthons bekümmerte Seele deutete dies Alles auf das Schicksal seiner Kirche. In den Sternen sah er ihre dunkle Zukunft prophezeit. Sollte sie daher noch gerettet werden, so meinte er müßte Gott sich diesmal wohl der Mittelursachen entschlagen und durch ein Wunder die Pläne der Menschen zu Spott machen.

Noch einmal wurde ihm jetzt die Gelegenheit geboten, Wittenberg mit einem andern Wirkungskreis zu vertauschen. Joachim von Brandenburg lud ihn nach Frankfurt an der Oder ein. Diesem Fürsten hätte er sich aber zu allerletzt verpflichtet. Er schlug es aus.

In dem beginnenden Jahre wurde Melanchthon zum ersten Male über die kirchlichen Dinge amtlich befragt. Der Kaiser hatte den Ständen zu Augsburg seinen Wunsch angezeigt, die Schlichtung der Religionshändel einem allgemeinen Concil zu übergeben. Herzog Moritz verlangte in Folge dessen von den Wittenbergern ein Gutachten, sowohl über die Bedingungen, unter welchen das vorgeschlagene Concil beschickt werden könne, als auch über die schon stattgefundenen Beschlüsse der Tridenter Synode. Unterdessen war aber bereits die Kunde von dem Entwurf eines Interims nach Sachsen gedrungen, wodurch die Theologen sich veranlaßt sahen, in ihrer Antwort dem Fürsten die Mißlichkeit einer solchen Vergleichformel vorzuhalten. In Betreff der vorgeschlagenen Kirchenversammlung, erklärt Melanchthon, so könne man sich deren zukünftigen Bestimmungen eben so wenig verschreiben, als den schon gefaßten der päbstlichen unterwerfen. Ueberhaupt achte er, daß falsche Lehre und Wahrheit immerdar mit einander in Streit liegen würden, trotz Concordien und Concil.

Bald darauf bekam er das gefürchtete Interim selbst zu Gesicht.

Die protestantische Partei betrachtete dies Religionsedikt allgemein als einen Schlag, den gegen ihre Sache der römische Katholicismus führe. Allein mit Unrecht. Mit dieser Uebereinkunft war in der That Niemand ganz zufrieden als der Kaiser selbst und seine Helfer. Sie war sein Gedanke. Und zwar war ihre Veröffentlichung eine Handlung der Selbstständigkeit in Kirchensachen, vor welcher der Pabst erschrecken mußte. Auf dem Reichstage hatte Karl der fünfte seine Absicht kund gegeben, den großen Zwiespalt, welcher Deutschland verwirre und dessen kräftiges Auftreten gegen die andern Mächte verhindre, einstweilen, bis auf die Entscheidung jenes christlichen Concils, durch

einen für beide Theile verbindlichen Vergleich zu heben. Die Ausführung desselben überließen die Stände ihm, der damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glückes stand. Er wählte hiezu die katholischen Theologen, Julius von Pflug, Bischof zu Naumburg, und Sidonius, nachherigen Bischof zu Merseburg, so wie evangelischerseits den ersten Märkischen Prediger, Johannes Agricola. Pflug entwarf, unter Berücksichtigung der beiden Mitgenannten, einen Aufsatz, aus welchem das spätere Interim hervorgegangen ist.

Nachdem nämlich derselbe mehrfach durchgesehen, auch zwei spanischen Theologen zur Billigung vorgelegt worden, fand der Kaiser ihn reif zur Veröffentlichung und ließ ihn zu Augsburg vor Ständen und Reich verlesen. Da ist nun zu bemerken, daß eine förmliche Anerkennung nicht statt fand. Die Evangelischen mußten sich mit der Entdeckung überraschen lassen, daß nur sie an diese Maßregel gebunden sein sollten. Noch ehe die Reichsstände zu allgemeiner Annahme sich vereinigt hatten, trat der Erzkanzler des Reichs, Albrecht von Mainz, vor und dankte dem Kaiser für diesen neuen Beweis der weisen und treuen Sorgfalt, die er zu Deutschland trage. Hierauf erklärte Karl das Interim für Reichsgesetz. Jetzt erst, da er nichts mehr stören konnte, ließ er den wartenden Nuntius des römischen Hofs vor sich und hörte den Einspruch gegen Kelch und Priesterehe an. Auf spätere Einwendungen von Seiten der Fürsten nahm er keine Rücksicht. So erhielt Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, der den Kaiser an sein Versprechen, die Protestanten ihrer Religion wegen unbelästigt zu lassen, erinnerte und die Annahme des Buchs verweigerte, geradezu die Antwort: Der Kaiser werde ihm im Falle der Widersetzlichkeit ein paar tausend Spanier auf den Hals schicken. Herzog Moritz dagegen hatte wohlweislich sich eine vorherige Berathung mit seinen Ständen ausbedungen, worin der Grund zu den sächsischen Interimsverhandlungen liegt. Uebrigens waren nicht alle evangelische Fürsten der kaiserlichen Maßregel abgeneigt. An einem der bedeutendsten, Joachim II. von Brandenburg, fand sie sogar einen eifrigen Beförderer. Nun steht dies zwar mit dem religiösen Charakter und Entwickelungsgang Joachims nicht in so großem Widerspruch, aber keineswegs bloß auf diese Quelle geht das allgemeine Urtheil seiner Zeitgenossen zurück: er soll um den Preis von 16000 Gulden seine Hülfe zugesagt haben *). In der That betrieb er die Einführung des Interims

---

*) B. Sastrow's Lebensbeschreibung B. II. Sastrow's Chronik gilt bei den Sachkundigen

mit einem Eifer, als wenn es den glänzendsten Sieg, nicht die Unterdrückung des Protestantismus gälte. Melanchthon ließ sich sagen, daß er in Augsburg häufig mit Herzog Moritz zusammenkomme, um diesen zur Annahme auch der Privatmesse zu bewegen. Ueberhaupt spricht Melanchthon von ihm und seinem Hof immer mit der höchsten Erbitterung; über Keinen aber ist er aufgebrachter als den dritten Interimsverfasser, den Agricola. Diesen Mann, der früher zu einer gerade entgegengesetzten Richtung sich bekannt hatte, verleitete seine gesinnungslose Eitelkeit, sich zum Werkzeug der kaiserlichen Pläne herzugeben. Er suchte, da anfangs die Meinung herrschte, als sollte der Vergleich beide Parteien betreffen, sich zu überreden, die Verbreitung des Protestantismus würde auf diese Weise mehr gefördert als durch alle früheren Ereignisse. „Da fährt er hin, der Reformator des ganzen deutschen Landes", sagte er, da er in Berlin den Wagen bestieg um nach Augsburg zu fahren. Ein neues goldnes Zeitalter prophezeit er in seinen Briefen. Und wie rühmt er sich, als das große Werk glücklich zu Stande gekommen war! „Ich habe ihm nicht bloß beigesessen, ich leitete den Rath" schreibt er einem seiner Freunde, was übrigens allem Anschein nach nicht einmal wahr ist. „Zerfließen würdest du vor Wonne, schreibt er einem andern, wenn ich dir Alles erzählen könnte. Die Priester behalten ihre Weiber, Thür und Thor für ganz Europa sind dem Evangelium geöffnet und der Pabst hat nichts dawider." Und gegen den Aquila vermaß er sich, wie das Interim ein gar köstliches Buch sei, der Pabst wäre nun reformirt, der Kaiser lutherisch. Während er so prahlte, hatte er den Haß von halb Deutschland auf sich geladen und wäre in einem Städtchen Thüringens fast gesteinigt worden.

Jene Schrift *), das so genannte Augsburger Buch, wurde nun Me-

---

für eine gute Quelle; des prachtliebenden, tiefverschuldeten Fürsten Ruf in diesem Punkte war nicht der beste; für eine angemessene Summe glaubten die Spanier auf ihn rechnen zu dürfen. Freilich ist damit diese ehrenrührige Beschuldigung noch nicht ohne Weiteres glaubwürdig. Den Urhebern des Interims wurde auch viel Unwahres nachgeredet.

*) Was die Form derselben anbelangt, so ist es nur der Friedfertigkeit des gelehrten Naumburger Bischofs zuzuschreiben, wenn er, den man eine Zeit lang allgemein für den eigentlichen Verfasser ansah, sich diese Ehre nicht ausdrücklich verbat. Zwar hat sein Entwurf zu Grunde gelegen, ist aber durch so viele umändernde, streichende und hinzusetzende Hände gegangen, daß man vergebens nach einer Einheit des Plans und Vortrags sich umsieht und einzelnes sogar den Abschreibern auf Rechnung kommen muß. So steht z. B. in des Bischofs Aufsatz unter dem Artikel über die Ehe, „ut vir una uxore sit in perpetuum contentus, nec cum hac in vita divortium faciat". Daraus wird im Augsburger Buch „nec cum hac invita", was sich in der deutschen Ausgabe denn richtig durch „ohne ihren Willen" übersetzt findet.

landython von seinem Landesherrn zur Einsicht und Begutachtung übersandt. Auf so arge Zumuthungen war er denn doch nicht gefaßt. „Da irrt der Kaiser, wenn er meint, ich allein würde mich auflehnen, selbst die Steine werden schreien", schreibt er an Kreuziger. Desto mehr möchte man sich wundern, wenn man das ausgestellte Gutachten selbst liest. Vergegenwärtigt man sich aber den schon angedeuteten Gesichtspunkt, von welchem Melanchthon die damaligen Zerrüttungen betrachtet, so wird man es diesem angemessen und in ihm den ersten aber vollständigen Ausdruck der Denkweise finden, welcher er im ganzen Verlauf der interimistischen Bewegungen treu blieb.

Ihm lagen nämlich die Folgen religiöser Kämpfe und kirchlicher Verwüstung in ihrer traurigsten Gestalt tagtäglich offen vor Augen. Nur unter dem Schutz des Friedens, urtheilte er daher, könne das Evangelium gedeihen und Früchte tragen. Deswegen sei alles Gezänk, jeder nicht umumgängliche Streit über Glaubenssachen zu meiden. Und da betrachtete er sich nun als Denjenigen, welcher dazu berufen sei, während in manchen Gegenden der reine Gottesdienst so ganz daniederliege, durch besonnene Mäßigung den Landeskirchen Frieden und Ruhe, auch um den höchsten Preis, Verrath an dem Worte Gottes ausgenommen, zu erhalten. Um des Friedens willen jedem Opfer, nur diesem Einen nicht, sich zu unterziehen, ist im Folgenden seine beständige Losung.

So fängt er denn das Bedenken mit der Hinweisung an, wie er seit je den Streit nicht geliebt, sondern allbekannt lieber immer die Sache zu einem erfreulichen Ausgang gebracht habe. Demgemäß wäre er auch hier des Spruches eingedenk, daß vor Gott ein Gräuel sei, wer Uneinigkeit unter Brüdern stifte. Darum, wiewohl viele Allgemeinheiten und gefährliche Reden in dem Buche stünden, wolle er doch Geduld damit tragen, rathe auch den Fürsten, selbst zuzusehen, was zu thun sei, und finde bei der großen Zerrissenheit der Kirche es nicht Unrecht, daß der Kaiser auf eine passende Ausgleichung dächte. In solch einer Ausgleichung müßten dann aber nöthige und unnöthige Dinge unterschieden werden. In dem vorliegenden Buch seien viel unnöthige zusammengehäuft, deren etliche leidlich seien und annehmbar, als Fasten, Kirchenkleider u. s. w., etliche aber an sich Unrecht, als Privatmesse, Seelenmesse, Kanon, Heiligendienst. Dieser letztern Wiederannahme sei nicht wohl möglich und würde großes Aergerniß geben und arge Zerrüttung hervorrufen. Was von der Lehre der Väter, von Kirche, Pabst und

Bischöfen in dem Buche gesagt werde, obschon dies großwichtige Dinge seien, dennoch könne man sich so vernehmen lassen, daß der Kaiser merke, man wäre zur Eintracht geneigt. Der Artikel von der Rechtfertigung sei schwach gestellt, doch nicht unbedingt zu verwerfen. Im Sakrament gehe einiges unsre Kirche nichts an. Ueber Confirmation und Oelung solle man nicht viel zanken. Die Privatbeichte sei räthlich, Gewissenszwang aber auszuschließen. Das von der Ehescheidung gehöre nicht in die Kirchenlehre, sondern ins Kirchenregiment und laufe da den Landeskonsistorien zuwider. Die Messe, wie sie als bloßes Dankopfer beschrieben werde, sei annehmbar, vorausgesetzt, daß man die Privatmesse nachließe. Was endlich zur Aufrechthaltung guter Zucht und Ordnung diene, solche Einrichtungen und Gebräuche könne man immerhin sich gefallen lassen. Dies sei sein einfältiges Bedenken, darinnen er um des Friedens willen viel nachgegeben, wovon er härter werde reden müssen, falls doch der Frieden nicht zu erlangen sei. Auch, achte er, würden Andere so gelinde nicht reden.

Und gewiß darin hatte er Recht. Nur ist eben der Punkt der mißlichste. Warum in diesem Falle diese ungemeine Nachgiebigkeit gerade von seiner Seite? Hielt er die Andern für entschiedener, so hatte er ja doch, da er der Vermessenheit fern war, eigenmächtig, auf seine persönliche Verantwortung der gemeinsamen Sache rathen zu wollen, dieser Andern Ansicht und Willensmeinung in seinem Gutachten zu berücksichtigen, denn um die Gesinnung der sächsischen Kirchen, nicht sein persönliches Urtheil, oder um letzteres doch nur so weit es auf die Kirchen bestimmend einwirken konnte, handelte es sich hier. Freilich gereicht ihm die damalige Zeit, der Gang der Reformation selber zu einiger Entschuldigung. Von der unsre Zeit so lebhaft bewegenden Frage über das Verhältniß, die gegenseitige Verbindlichkeit zwischen den leitenden Einzelnen und der Masse war damals überall wenig die Rede und konnte es am wenigsten in einer Kirche sein, deren Vorsteher und Führer zugleich ihre Schöpfer und Begründer waren. Man denke, um von Luther abzusehen, nur daran, daß Melanchthon an den Gemeinbesitz der öffentlichen Bekenntnißschriften noch willkürlich Hand legen durfte und daß dies Verfahren erst lange nachher Widerspruch fand. Allein dennoch unterliegt Melanchthons Verfahren in dieser Sache gerechtem Vorwurf. Er mußte wissen, wie groß sein Einfluß auf die Glaubensgenossen, wie wichtig seine Stimme in dieser Lebensfrage des Protestantismus war. Statt aber im Bewußtsein dieser Bedeutung aufzutreten,

glaubt er sich von der öffentlichen Sache trennen, seine Meinung als Gelehrter und Privatmann abgeben zu dürfen, und indem er so aus Mangel an kräftigem Vertrauen und aus übel angebrachter Bescheidenheit sich scheut, die Gesammtheit in ihrem Sinn und Geiste zu vertreten, wird er durch die Verhältnisse, die ihn nun doch einmal an die Spitze gestellt haben, dahin gebracht, ihr die eigne kleingläubige Verzagtheit aufzudringen.

Denn etwas sehr verzagt und muthlos muß man dies Gutachten allerdings finden, noch ohne an die frühere Begeisterung der Evangelischen dem Katholicismus gegenüber, an die Sicherheit, mit der man sich in Zeiten des Glücks bewußt war, Gut und Blut einsetzen zu können für reine Lehre und Freiheit von Menschensatzung, geschweige an den Eifer Derer zu denken, die von Kanzeln und Lehrstühlen das gottesdienstliche Gepränge und Geklingel des Pabstthums für nicht sehr verschieden vom Heidenthum ausgegeben hatten. Wenn das der Anfang des standhaften Bekenntnisses war, so durfte man für den Ausgang wenig hoffen.

Auch war der kurfürstliche Hof mit Melanchthons Antwort in hohem Grade zufrieden. So viel Geneigtheit zu der vorgelegten Vergleichung hatte er kaum vorausgesetzt. Noch mehr aber mußte sich der erste Rath des Herzogs, Christoph von Karlowitz, überrascht und in seinen besten Erwartungen überboten finden, als er kurz nachher einen Brief erhielt, in welchem Melanchthon ihm seine Ansichten über die betreffende Maßregel, seinen ganzen dermaligen Gemüthszustand mit freundschaftlichem Vertrauen auseinandersetzt. Karlowitz war nicht der Mann, ein Vertrauen zu ehren, das er benutzen konnte. In wenig Tagen war der Brief in Deutschland und binnen einiger Wochen in ganz Europa verbreitet. Bartholomäus Sastrow, in seiner Lebensbeschreibung, läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen: „Dies kleinmüthige Schreiben Melanchthons ist mit großer Verwunderung, wiewohl sehr verschiedener Gemüthsbewegung aufgenommen worden. Die Protestanten habens mit Schreck und Herzeleid, die Katholischen mit unaussprechlicher Freude gelesen. Herr Gott, wie haben sie sich damit geschleppt, darüber frohlockt und triumphirt, ihre Lust und ihren großen Gefallen daran Jedermann im ganzen deutschen Lande nicht genugsam entdecken noch ausposaunen gekonnt."

In Bezug auf die eigentliche Angelegenheit ist der Brief nicht wesentlich von dem obigen Bedenken verschieden. Melanchthon sucht den Verdacht, als wäre er gesonnen, den Wünschen der Regierung Hindernisse in den Weg zu

legen, von sich zu entfernen und erbietet sich zu allen nur irgend erträglichen Bedingungen. Die Art aber, wie er das thut, ist wichtig für die Beurtheilung seines Charakters. Hier nun können wir nicht durchaus dem Urtheil eines berühmten neueren Geschichtforschers beistimmen. Es scheint uns zu hart, wenn Ranke in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation B. V. bemerkt: „Melanchthons Briefwechsel erweckt sonst immer Theilnahme, Verehrung, Liebe; diesen Brief aber, wollte ich, hätte er nie geschrieben;" wenn dieser Brief uns zeigen soll „wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen übernommen, gerathen könne" und da dem Verfasser namentlich seine Aeußerungen über Luther, so wie die Seitenblicke, welche er auf seine früheren Herren sich erlaube, zum Vorwurf gemacht werden. Es enthält vielmehr derselbe, wie uns däucht, nichts, was nicht in gutem Einklang mit Melanchthons sonstiger Erscheinung sich befände, und geradezu sittlichen Tadel verdiente. Seine weiche, allzu nachgiebige Natur, sein Mangel an Selbstständigkeit, an Muth, vorzüglich aber an zurückhaltender Vorsicht treten, wie sie immer ihm eigen waren, auch hier uns entgegen, nur in dem Maaße auffälliger und störender, als die gefährliche Zeit gerade einen entgegengesetzten Charakter gefodert hätte. Der tadelnde Rückblick übrigens auf die vorige Regierung, der ja nicht dem Willen, der Gesinnung des trefflichen Johann Friedrich gilt, möchte wohl der geringste Anstoß in dem Briefe sein. Nicht bloß Melanchthon selbst litt noch stündlich unter dem Unglück, das die kleinlichen Zänkereien, das unmännliche Schwanken der Fürsten, während es eine große Entscheidung galt, herbeigeführt hatten: die Arbeit langer Jahre, der Seegen der Reformation lag danieder und mit jedem Tage wuchs das öffentliche Elend. Was hätte ihn hindern sollen, eines Benehmens mißbilligend zu gedenken, das allbekannt war, auf dem die Verwünschungen der eignen Partei lasteten? Und was sagt er denn so Bedenkliches? Er äußert bloß, da er den Charakter der Fürsten gekannt hätte, habe ihn dieser Krieg gleich anfangs mit Kummer erfüllt. Er selbst denke mit Zeno's Anhang tapfrer zu kämpfen als sie an der Donau mit dem Kaiser gethan hätten. Verdrießlicher freilich sind die Klagen über Luther, und daß er sie gegen Karlowitz laut werden läßt. Aber man muß auch erwägen, was Melanchthon in der letzten Zeit von Luther zu ertragen hatte, und mit welcher edlen Selbstverläugnung er alles ertragen. Es ist das vielleicht eine Unzartheit, vielleicht auch nur der langgehemmte Ausbruch jenes Grolls, mit dem sich immer, Gott

sei Dank, die Natur für erlittene Unbilden rächt. Und selbst dies, hiebei einen Karlowitz zum Vertrauten zu machen, möchte auch jedem Andern mehr zu verdenken sein, als dem arglosen, unbedeckten Melanchthon, der wohl oft noch wie bei diesem Briefe am meisten seine Unbedachtsamkeit zu bereuen hatte. Wie gesagt, das Alles dürfte billiger zu beurtheilen sein. Die große Schwäche des Mannes scheint uns vielmehr darin zu liegen, daß, obgleich er im Gefühl der Unterdrückung von jener Zeit spricht, er nun nicht den Entschluß daraus gewinnt, in neuen Lagen Unterdrückung und Knechtschaft von sich abzuschütteln, sondern im Gegentheil, sich auch ferner und zwar selbst „gegen seine Ueberzeugung, nur nicht gegen sein Gewissen", zu unterwerfen. Das Gefühl seiner Bestimmung, da, wo es That und Entscheidung gilt, immer überlegnen Menschen oder Verhältnissen sich zu bequemen und anzuschmiegen, überkommt ihn in seiner ganzen Stärke. Allein er hat sich ja auch niemals vorgedrängt, zum Führer aufgeworfen. Dies macht er nun geltend und verläugnet dabei fast den Theologen, jedenfalls die tiefere Bedeutung seines Lebens. Für sich weiß er Rath zu finden; seines Glaubens will er zwar leben und sterben, aber was Vielen ein Gräuel sein wird, jene Gebräuche und äußerlichen Anordnungen, die katholischen Formen der Kirchenverfassung, denen ist er nie gram gewesen und will sich auch jetzt wieder bereitwillig ihnen fügen, wenn nur das es ist, was man verlangt. Er habe von Natur, meint er, wohl einen besondern Trieb zu Gehorsam und Unterwürfigkeit. „Schon als Knabe, gesteht er, habe ich alle kirchlichen Ceremonien mit vorzüglicher Freude beobachtet und jenes Cyklopenleben, das die Ordnung gottesdienstlicher Handlungen mißachtet und gemeinsame Gebräuche wie Ketten und Kerker haßt, ist gänzlich meiner Natur zuwider."

Nach der Stellung, welche auf diese Weise Melanchthon zum Interim einnahm, sollte man erwarten, daß seine Nachgiebigkeit, während sie schon anfing bei manchen der Glaubensgenossen Verdacht und Haß zu erregen, wenigstens am kaiserlichen Hofe und bei König Ferdinand für seinen guten Willen gesprochen hätte. Das war aber keineswegs der Fall. Bei Kaiser und König blieb er in der entschiedendsten Ungnade. Oft spricht er von drohenden Rathschlägen, die am kaiserlichen Hoflager gegen ihn gefaßt würden. „Aber besser das Aeußerste, schreibt er, als mit zu weben an jenem Lügengespinnst." „Meine persönliche Gefahr, äußert er sich gegen Meienburg, Bürgermeister zu Nordhausen, vermuthete ich gleich im Anfang, daß

von den Verläumdungen des Märkischen Hofs herrühre, der die Gewalthaber aufreizt, mich bei Seite zu bringen, damit ich nicht den Verderb der Lehre hinderte. Aufruhr werde ich vermeiden, aber unter Gottes Beistand mit Mäßigung das Nothwendige sagen, wie bisher." In einem Briefe an Medler heißt es, Agricola wüthe öffentlich gegen ihn und was er schon in Augsburg aufgeboten habe, ihn zu vernichten, das werde er nun durch den Beichtvater des Königs nachdrücklicher betreiben. Auf einer Reise, die er machte, hielt die sächsische Regierung für nöthig, ihn für den Augenblick in Sicherheit zu bringen. Bei anhaltendem Unwohlsein dachten die Freunde schon an Gift. Im August erließ der Kaiser förmlichen Befehl, ihn als einen der vornehmsten Lärmblaser gegen das Interim Landes zu verweisen; die Regierung mußte sich wieder ins Mittel legen. Man sieht aus alle dem, daß er Grund zu der Behauptung hatte, was die Gefahr beträfe, auf welche seine Gegner ihrerseits sich so viel zu Gute thäten, während sie sein Benehmen aus Feigheit ableiteten, so schwebe er wahrlich in nicht geringerer Lebensgefahr als sie. Dabei kränkten ihn denn solche Vorwürfe tief. „Aber so pflegt es mir gewöhnlich zu gehn, ruft er aus, die Wuth meiner Feinde und die Verläumdungen Derer, die billig mir beistehn sollten, muß ich zugleich erfahren!"

Der Kaiser verlangte unbedingte Annahme der Vergleichsformel. Zu der hätte nun Melanchthon sich nimmer verstanden. Die Gränze der Nachgiebigkeit, welche er von Anfang eingehalten, schien ihm auch nachher immer die äußerste zu sein und er hat sie wesentlich nicht überschritten. Eins müsse stehn bleiben, unverrückt, unverfälscht: die Lehre von der Rechtfertigung und was mit ihr unmittelbar zusammenhange, da nachgeben, sei Verrath an dem Worte Gottes. In diesem Sinne warnt er mehrere Freunde, sich durch die katholische Entstellung der Rechtfertigungslehre täuschen zu lassen. Dem Prediger zu Nürnberg, Veit Dietrich, der damals an einer schweren gichtischen Krankheit, an der er auch gestorben ist, daniederlag, schreibt er, ihm müsse es ja in seinem Leiden besonders klar sein, daß nicht die eigne Gerechtigkeit, sondern nur die Gnade Christi Trost und Vertrauen verleihe und daran möge er auch in Zukunft sich halten. Melanchthon ist sich bewußt, an die Grundüberzeugungen des Protestantismus Alles setzen zu wollen, diese eben so eifrig, nur etwas besonnener und darum wirksamer zu vertheidigen, als Diejenigen, welche dem Drang der Umstände auch nicht das kleinste Opfer zu bringen gesonnen seien. Ihm entging so wenig als Jenen der unselige Druck der

kaiserlichen Maßregel und die gänzliche Erfolglosigkeit, die ein solcher Vergleich auch im günstigsten Falle haben würde. „Es ist bekannt, schreibt er an Matthesius, wie die Urheber jenes Buches frohlocken, als sei mit ihm die goldne Zeit gekommen. Ich freue mich nur, keinen Theil zu haben an diesen Plänen. Das Buch wird nicht den Streit beschwichtigen, sondern, wie ich fürchte, das Feldzeichen zu harten Kämpfen sein und viel frommen Gemüthern zur Verwirrung gereichen." Und an Cranmer in letzter Beziehung: „Indem der Kaiser die Streitenden zu vereinigen sucht, stellt er allgemeine Sätze hin und giebt so Anlaß zu neuem Streit. In der Kirche ists besser, daß man drei drei sein läßt und nicht zweideutige Sätze an die Nachwelt bringt."

Aber dennoch, der Gedanke, welcher den Vordergrund seiner ganzen Seele erfüllte und ihm Tag und Nacht nicht Ruhe ließ, war der Gedanke an die schwarze Zukunft seiner Kirche im Falle entschiedener Widersetzlichkeit. Mit Heeresmacht und Gewaltthat zog Karl durch das südliche Deutschland von einer Stadt zur andern. Prediger, die den Gehorsam weigerten, wurden mit ihren Familien ins Elend gestoßen. Frecht in Ulm wurde in Ketten hinter dem Lager drein geschleppt. Buchstäbliche Vollziehung des Augsburger Buchs war die einzige Rettung, zu welcher denn auch der Stadtrath, mehr auf die Stimme der Gefahr und, z. B. in Straßburg, auf die Vorstellungen der Kaufmannschaft als auf die Mahnungen der Prediger hörend, gewöhnlich sich verstand. Aehnliches sah Melanchthon schon über Sachsen und Wittenberg hereinbrechen; das aber abzuwehren, däuchte ihm kein Preis zu hoch, der nur mit Gott und Gewissen bestünde. In dieser Stimmung, welche denn die Räthe des Kurfürsten zu nähren und zu nützen recht gut verstanden, sehen wir ihn den öffentlichen Verhandlungen entgegengehn.

Herzog Moritz mußte aufs dringendste die baldige und glückliche Erledigung der mißlichen Frage wünschen. Als er daher von der friedlichen Gesinnung seiner Theologen sich überzeugt hatte, veranlaßte er berathende Zusammenkünfte, theils dieser, auf deren Zustimmung Alles ankam, allein, theils in Gemeinschaft mit den Ständen und Rechtsgelehrten. Zuerst finden wir in Zelle die Theologen versammelt. Das Ergebniß ihrer dortigen Berathung weicht nicht bedeutend von der ersten Erklärung Melanchthons ab, nur daß es genauer auf einige Artikel eingeht, namentlich die Irrthümer desjenigen über die Rechtfertigung darlegt. Doch mußte es vermöge dieser größern Bestimmtheit in den Augen der Regierung eher als ein Rückschritt erscheinen;

in keinem Falle konnte auf so halbe, durch so viele Verwahrungen beschränkte Zugeständnisse hin dem Kaiser eine leidliche Eröffnung gemacht werden. Noch weniger konnte den Beifall des Hofs ein zweites und drittes Bedenken haben, das Melanchthon und die Amtsgenossen nachträglich einschickten, als sie die Weigerung der katholischen Stände, ihrerseits dem Interim Einfluß auf den Zustand der römischen Kirche zu gestatten, erfuhren, und worin sie bei Weitem ausführlicher und entschlossener die Verwerflichkeit der schon gerügten Punkte hervorhoben.

So schritt denn der Herzog im Juli dieses Jahres zur Berufung seiner Landstände, denen er zu Meißen das Buch selbst, die Forderung des Kaisers und seine eigne Erklärung vorlegte. Diese aber wandten sich wieder an die Theologen und schwankten, als sie deren Urtheil vernommen hatten, nur darin, ob sie an ihren Fürsten oder unmittelbar den Kaiser die Bitte bringen sollten, sie mit einem Ansinnen zu verschonen, in welches ohne Verletzung des Gewissens auf keine Weise gewilligt werden könnte. Doch entschied man sich für das erstere. Und auch als Moritz hierauf die Annahme wenigstens dessen, was bei den Theologen schon durchgegangen, in Antrag stellte, wollten sie auch dazu sich nicht verstehn, indem sie Unvollzähligkeit des Landtages vorschützten.

Gerade in diesem Augenblick traf aber eine Mahnung bei dem Kurfürsten ein, in welcher Karl sein Befremden und Mißfallen über die lange Zögerung zu erkennen gab. Moritz sah sich dadurch veranlaßt, die Verhandlungen mit verdoppeltem Eifer zu betreiben. Er faßte den Gedanken, auch die katholischen Bischöfe von Naumburg und Meißen in dieselben hineinzuziehn und schrieb, als diese sich willig bezeigten, eine neue Zusammenkunft nach Pegau aus, der er obendrein noch vier Abgeordnete der Ritterschaft und einen Rechtsgelehrten beigab. Hier wurden die Theologen dazu vermocht, mit Uebergehung der geringfügigern Streitpunkte, die vier wichtigsten, auf deren Veränderung oder Nachlassung sie dann aber auch durchaus bestehen müßten, zusammenzufassen. Diese waren: die Lehre von der Rechtfertigung, die Lehre von der Buße, die Artikel von der Privat- und Seelenmesse so wie dem Meßkanon und endlich der von der Heiligenverehrung. Das andre, hieß es, so viel auch Gelehrte daran aussetzen müßten, könne man doch als weniger wesentlich über sich nehmen. Auf dieser Grundlage sollten nun die Besprechungen mit den Bischöfen vor sich gehen, als die Bischöfe plötzlich jede Aus-

einandersetzung mit der Erklärung abschnitten, es ließe gegen ihre Pflicht, das Interim, selbst wie es da sei und ohne alle Beschränkung anzuerkennen, da der päbstliche Indult für Kelch und Priesterehe, der schon auf dem Reichstage versprochen worden, bis jetzt noch nicht eingetroffen sei. Das kam dem Kurfürsten ganz erwünscht; so war aufs neue Zeit gewonnen und beim Kaiser hatte man die triftigste Entschuldigung.

Auch der nächste Landtag, der zu Torgau, brachte die Verhandlung wenig weiter. Die Landstände waren nicht gesonnen, Zugeständnisse zu machen, für welche sie sich nicht auf den Vorgang ihrer Gottesgelehrten berufen konnten; diese wiederum, hiedurch bedenklich gemacht, verlangten, um späterer Verantwortung vorzubeugen, eine gewisse Anzahl von Superintendenten und Predigern, durch deren Beitritt die gefaßten Beschlüsse als Beschlüsse der Landesgeistlichkeit erscheinen könnten. So wurde die Sache denn abermals vertagt.

Näher dem Ziel kam man auf der zweiten Versammlung zu Zelle. Hier wurde wirklich die Zahl der Theologen auf die gedachte Weise vermehrt und nun entwarf man, zwischen der Furcht vor Ständen und Volk und der schwachen Beruhigung, welche in der nunmehrigen Vollzähligkeit lag, den Wünschen der Regierung und den entgegengesetzten eignen Wünschen, der unsichern Lockung eines leicht allzu theuer erkauften, überdies noch sehr in Frage stehenden Friedens und der drohenden Gewalt des Kaisers die rechte, wohlabgesteckte, hinlänglich schützende und hinlänglich verantwortbare Mitte suchend, eine neue Kirchenordnung, in welcher denn den meisten Zumuthungen des Augsburger Buchs so ziemlich nachgekommen war. Als aber die fürstlichen Räthe bemerkten, daß dies die ganz eigentliche Mitte wohl doch noch nicht sei, welche vielmehr noch etwas diesseits liege, etwa innerhalb der Gränzen des von ihnen entworfenen und hiemit den Theologen vorgelegten Aufsatzes — auch zu dieser Einsicht ließ man sich willig finden. Jetzt war der lange vorbereitete Augenblick gekommen; die Theologen hatten nachgegeben, von den Ständen durfte man also keinen Widerspruch mehr befürchten.

Zu Leipzig wurde mit dem Ende des Jahres der gewünschte Abschluß gefunden: das so genannte kleine oder Leipziger Interim.

In diesem Interim nun wird zuerst die Gesinnung angegeben, aus welcher dasselbe entsprungen: Gehorsam gegen die römisch kaiserliche Majestät und Liebe zum Frieden; sodann die Wiederannahme aller dermalen bei den

Katholiken üblichen Mittelbinge, und nächstdem die in Lehre und Verfassung einzuhaltenden Bestimmungen festgesetzt. Das Ganze trägt einen sehr halben, unbestimmten und zweideutigen Charakter. Viele der Zugeständnisse sind bloßer Schein und werden durch die Bedingungen an welche sie geknüpft sind, wieder aufgehoben. In der Politik möchte diese Art, sich um die härtesten Forderungen herum zu drehen und zu winden, allen Beifall verdienen, hier, wo es Ueberzeugung und Glauben gilt, macht sie einen höchst unangenehmen Eindruck. Das Spiel ist etwas gewagt. Heilige Dinge werden dem Zufall bloßgestellt, denn Alles hing bei diesem Vergleich davon ab, wie späterhin die politischen Verhältnisse sich gestalten, welcher Partei das Recht der Auslegung zuwenden würden. Wenn die Entscheidung in die Hände der Katholischen gerieth, so hätten diese ohne Unrecht in wesentlichen Punkten einen ganz katholischen Sinn finden mögen. Denn wenn man doch voraussetzen durfte, daß jedes Gesagte seinen Sinn haben werde, daß Leute, die nicht mit Täuschung umgehen, nichts werden gesagt haben, womit sie eben nichts sagen wollten, dann fiel z. B. bei der Unterwerfung unter Pabst und Bischöfe der ganze Schutz, der in dem sonderbaren Vorbehalt lag, daß aber der Pabst sein Amt zur Erbauung gebrauchen müsse, und somit die ganze aus dem innersten Wesen des Protestantismus sich ergebende äußere Form und Gestaltung der Kirche dahin. Bei weitem am ausführlichsten ist die Rechtfertigungslehre behandelt; sie nimmt über ein Drittel des Ganzen ein. So viel Bereitwilligkeit man auch zeigt, mit dem Katholicismus sich zu verständigen, so läßt sich doch die aufgestellte Fassung mit den Bestimmungen Luthers wohl zusammen reimen. Die wichtigsten der getroffenen Veränderungen belaufen sich, nebst dieser Herstellung der frühern Kirchenverfassung, darauf, daß die Messe wieder eingeführt, die Confirmation zugelassen, der Gebrauch der Oelung gestattet, viele katholische Feste von neuem angeordnet und eine Unzahl römischer Gebräuche und Sitten in den Gottesdienst aufgenommen wurden. Bemerkenswerth ist noch, daß man lieber auf kaiserliche als die Anordnung der Kirche fasten wollte; Sonnabends und Freitags und in den Fasten, heißt es, habe man sich des Fleischessens zu enthalten und solches als äußerliche Ordnung auf der kaiserlichen Majestät Befehl. Den Beschluß machen folgende Worte:

In andern Artikeln sind wir erbötig uns derhalben in der Schrift und alten Lehrern auch fleißig zu ersehen und unsern Freunden und gnädigen Herrn, den Bischöfen, unser Bedenken anzuzeigen und uns mit ihren Liebden

und fürstlichen Gnaden darinnen freundlich und unterthänig zu unterreden und christlich zu vergleichen.

Ob nun die Stände etwas davon erfahren, wie es mit der Anerkennung dieses Aufsatzes von Seiten der Theologen zugegangen und deshalb an der vollkommnen Richtigkeit der Sache zweifelten, oder ob sie auch ohne das und trotz der Bestätigung der Schrift durch die Gottesgelehrten und Prediger, dennoch ihr Befremden nicht zurückhalten konnten — und unwahrscheinlich ist auch der letzte Fall nicht — genug, sie fanden hier ihr Gewissen nicht so weit als sich das Gewissen Derjenigen hatte finden lassen, die nach natürlicher Ordnung im Eifer für unverfälschten Gottesdienst und reinen Glauben ihre Muster und Vorbilder hätten sein sollen. Die Laien können nicht so viel übers Herz bringen als die Theologen; die Schüler müssen ihren Lehrern zeigen, daß von der erhaltnen Unterweisung, wie man nach den Grundsätzen des Protestantismus Gott zu verehren habe, ihnen manches noch erinnerlich sei, was diese in der Verwirrung und Gefahr der letzten Ereignisse vergessen zu haben schienen.

Zuerst die Städte kamen mit dem Gesuch an die Theologen ein, daß ihnen doch die Oelung und das Frohnleichnamsfest, zum mindesten die Prozession bei dem letzten erlassen werde. Ingleichen bäten sie, unter die erwähnten christlichen Taufceremonien nicht auch das Chrysam zu rechnen, so wie die Geistlichen bei der Weihe nicht mit unnothdürftigen und unchristlichen Gelübden und Salbungen zu beladen, im Gegentheil, es hier und allenthalben so viel als möglich nach der Augsburger Confession und der bisher üblichen Visitationsordnung zu halten.

Die Ritterschaft in ihrem Bedenken auf der Theologen Unterricht verbat sich das Lichtweihen und unter den Festen Mariä Empfängniß und Mariä Himmelfahrt. Ebenso sollten die beiden Artikel von der Oelung und von der Firmung unterlassen bleiben; wo aber die Herrn Theologen dennoch befänden, daß diese Artikel mit Gott und gutem Gewissen und ohne Aergerniß ins Werk gesetzt werden könnten, so wollten sie sich auch in dem vergleichen. Doch müßten sie deutsche Lieder beim Gottesdienst und christliche Deutung des Confiteor wünschen. Sodann — und hiemit mußte, wie erwähnt, das Interim an seiner schwächsten Stelle sich getroffen fühlen — so viel die beiden Artikel von den Kirchendienern und der Kirchendiener Ordnung anlange, vermerkten die aus der Ritterschaft, daß solche Artikel von Bischöfen Meldung thäten,

die ihr Amt nach göttlichem Befehl und dasselbe um zu bauen, nicht zu zerstören, ausrichteten, und da bäten sie die Theologen, doch auch anzugeben, wie man zu solchen Bischöfen kommen solle?

In der That, wenn die Wittenberger sich selbst hätten fragen wollen, wie zu solchen Bischöfen kommen, und wie zu viel andrem in dem Aufsatz Ausbedungenen, so hätte diese Frage ihnen nach Recht ihre ganze Auskunft verleiden müssen. Katholische Bischöfe Oberhäupter der protestantischen Kirche und dabei zwar Auferbauer, nicht Zerstörer; katholische Kirchenverfassung und Priesterweihe bei evangelischen Gemeinden und Predigern, wer sollte so seltsame Ideen zur Wirklichkeit bringen? Und gesetzt auch, die Wittenberger Schule, die dermalige Regierung, die zeitigen Bischöfe von Naumburg und Meißen hätten alle drei sich eifrig angelegen sein lassen, solchen offnen Widersprüchen zum äußern Bestand zu verhelfen, konnte die Regierung nicht täglich wechseln und nicht täglich zum Schlimmern? Mußten sogar die Bischöfe nicht immer, auch unter den günstigsten Bedingungen, den katholischen Grundsätzen Eingang verschaffen, und war bei Fortdauer des Interims nicht mit Bestimmtheit vorauszusehn, daß selbst die künftige Generation der evangelischen Theologen, unter dessen beständigem Einfluß, in einer ihm entsprechenden Umgebung aufgewachsen, schon lange nicht mehr nicht einmal den Eifer für reinen Gottesdienst bezeigen würde, als die jetzige? Und nun das Volk erst! Wahrlich, die Wittenberger hätten den Muth zu der Einsicht fassen sollen, daß, was sie da in guter Meinung sich vorbehielten, ganz unerfüllbare Vorbehalte, also solche seien, die, während man das Zugestandene schon festhalten und wahren dürfte, auch unerfüllt verbleiben würden. Dann aber hatten sie, ihre Charakter- oder Einsichtlosigkeit, wie man will, hatte dann doch das Alles übernommen und dem Lande aufgedrungen, was sie ohne Verrath an dem Glauben sich und Andern aufdringen lassen zu können bei Pflicht und Gewissen in Abrede stellten.

Sollte man nicht jetzt noch erwarten, sie hätten, durch diese Zeichen zum Bewußtsein ihrer allzugroßen, der öffentlichen Stimmung wenig entsprechenden Nachgiebigkeit und demnach zum Widerruf so ärgerlicher Zugeständnisse sich bringen lassen? Allein dafür war die Stimmung des Volks ihnen von Anfang an und auch die Gesinnung der Stände seit jenem ersten Convent zu wohl bekannt gewesen. Nein, sie glaubten so ihrer Kirche aufs beste gerathen und in diesem Sinne wurde die Antwort abgefaßt. Indem sie einige Miß-

verständnisse, nicht sowohl der in dem Interim aufgestellten Sätze — denn die mußten so verstanden werden — als ihrer eignen subjektiven Absicht und Meinung berichtigen, sprechen sie die Hoffnung aus, Gottes Gnade werde, wie das ja sonderlich um der Nachkommen willen Nothdurft sei, sich alle des Mißlichen treulich annehmen. Nun hat ja wirklich eine höhere Hand den irregeleiteten Protestantismus zurückgeführt von dem Abgrunde, dem er entgegenging, aber Vermessenheit und Gottversuchung war es, deren Wirken in Anspruch zu nehmen, während man es am eignen fehlen ließ.

So viel muß uns aus diesen Thatsachen, welche die Wittenberger Theologen nicht verstehen wollten, hervorgehn, hätten statt ihrer und einiger weniger, von der Regierung herausgewählter Prediger die Kirchen selbst, die einzelnen Gemeinden in gemeinschaftlicher Berathung über das Augsburger Interim zu entscheiden gehabt, die Geschichte des Protestantismus würde sich eines Leipziger nicht zu schämen brauchen.

Auf jenen gottergebnen Bescheid ihrer Lehrer und Seelsorger gaben nun die Stände ihre Einwilligung. Nur sei es durchaus nöthig, und sie bäten hiemit bei dem Kurfürsten unterthänigst darum, daß die ausbedungne Uebereinkunft mit den Bischöfen getroffen, bis dahin aber den Consistorien ihre Gewalt gelassen werde. Und weiter, weil denn auch Neuerung in allerwege den armen, gemeinen, einfältigen Leuten auch in mittelmäßiger, willkürlicher Sache, die sie von andern nothwendigen Dingen nicht unterscheiden könnten, bedenklich vorzukommen pflegte, so thäte ihres Erachtens eine fleißige Erklärung der Prediger noth, aus was Ursache solche Veränderung, ohne Verletzung des heiligen christlichen Glaubens vorgenommen worden.

Darauf hatten auch die Wittenberger immer bestanden und so war denn die neue Ordnung in den sächsischen Landen angenommen. Die Bischöfe erklärten zwar, daß die ganze Formel sehr unbestimmt und mißverständlich sei, sie dafür aber jede Zweideutigkeit nach dem Buche des Kaisers auszulegen gedächten, allein der Herzog versprach, auch dieses Hinderniß zur Zufriedenheit des Landtags zu beseitigen. Schließlich erhielten die Theologen den Auftrag, im Sinne des Landtagabschieds eine ausführliche Kirchenagende zu entwerfen, welche denn im Juli des folgenden Jahres, nachdem sie auf einer Predigerversammlung zu Grimma gebilligt worden, zur Vollziehung an die weltlichen Obrigkeiten gelangte.

Unter den mancherlei amtlichen Anfragen, die während des Verlaufs

der betrachteten Handlungen an die Wittenberger ergingen, heben wir, als besonders merkwürdig, das Schreiben der Berliner Geistlichkeit hervor. Beim Schlusse einer Predigt, die Agricola in der Schloßkirche zu Berlin gehalten, lud er die Gemeinde ein, sich nächsten Sonntag möglichst zahlreich zu versammeln, da er ihr etwas Wichtiges zu verkünden habe. Und als die Kirche nun ungewöhnlich voll war, las er nach beendigter Predigt triumphirend eine zwischen Sachsen und Brandenburg auf dem Grund der Wittenberger Gutachten getroffne Vergleichung vor. Da hätten sie nun, was Gott für große Gnade zu Jüterbogk gewirkt habe und so Jemand künftig sie früge, was das kaiserliche Buch oder Interim sei, sollten sie antworten, das sei ihres gnädigen Herrn von Brandenburg, Kurfürsten, ausgegangne Ordnung und solle Keiner weiterhin unschuldige Leute verlästern, da auch die Lügenmäuler, welche ausgestreut, der Kaiser wolle das Evangelium vertilgen, nun mit Schimpf und Schande bestehn müßten. Das, was er so eben ihnen vorgelesen, das hätten die Wittenberger geschrieben. Sie aber sollten Gott bitten, daß er getreue Diener des Worts, die sich darein schicken könnten, geben und mit seinem gnädigen Geiste das behüten wolle.

Dies wurde die Veranlassung einer Nachfrage der Berliner an die Wittenberger, was denn eigentlich das Wahre von der Sache sei. Ob wirklich unter dem Namen der Mitteldinge Weihwasser, Salz, Kräuter, Palmen, Fladenweihen, Prozession mit Fahnen und Kerzen, Oelung bei Täuflingen und Kranken, Kreuzlegen und aufheben wieder eingeführt sei. Sie selbst, als gute Schüler, wollten halten, was die Wittenberger hielten und bäten nur um eine rechte Abschrift, so wie um eine Erklärung, was namhaft unter die Mitteldinge gehöre. Und dann möchte man doch auch anzeigen, wie die Oelung zu versehen und an welchem Orte anzubringen, ob an Kopf, Bein oder Händen und was noch weiter zu wissen nöthig. Besonders aber, ob sie auch ein Diener der Kirche allein ausrichten könne und ob, wenn einer die Oelung nicht halten wollte, sie ihn zwingen sollten dieselbe anzunehmen. Ob sie ihn zwingen sollten dieselbe anzunehmen! Zur Ehre Melanchthons wollen wir hoffen, daß in der ganzen Interimsgeschichte kein Angriff seiner Feinde, kein offner oder versteckter Vorwurf der Freunde so bitter ihm gewesen ist, als diese dienstbeflissne Anfrage der Berliner, ob sie, wenn einer die Oelung nicht halten wollte, ihn zwingen sollten dieselbe anzunehmen.

Auf ihn fiel natürlich und mit Recht vor Freund und Feind die ganze

Verantwortung der Leipziger Entscheidung; er war die Seele des theologischen Rathes gewesen. Ein schmerzliches Gefühl mag ihn angewandelt haben, wenn, während unter seiner Leitung die Angelegenheit sich also gestaltete, entfernte Bekannte ihm von der eignen oder Anderer Entschlossenheit schrieben und zu ihm eines gleichen sich versahen, oder Beispiele von muthloser Unterwürfigkeit unter dem Zusatze mittheilten, daß in Wittenberg natürlich Keiner dergleichen billigen werde. Zwei Briefe namentlich mußten ihm an die Seele gehen, der bekannte Calvins und der schöne Brief, welchen Brenz ihm zuschickte, als er von der Absicht Melanchthons, zwischen den Forderungen des Kaisers und des Gewissens die rechte Mitte zu treffen, erfahren hatte. Einfach und entschieden spricht er das Rechte aus, seinen Freund vor dem Weg in der Mitte warnend. Lehrfreiheit wolle dieser durch Annahme der gebotenen Gebräuche erkaufen, aber umsonst, schon der Befehl, nichts gegen das Buch zu schreiben, hebe die Lehrfreiheit auf. Könnten demnach der Kirche rechte Lehrer nicht ohne Schmach der rechten Lehre erhalten werden, so solle er seine Sorge auf den Herrn werfen und dem es überlassen, selbst aber seiner Verbannung entgegensehen. Was vermitteln zwischen Gottes Wort und des Kaisers Buch? Und wem zum Vortheil das eigne Gewissen mit so Gefährlichem beladen? Dem großen Haufen nicht, der sähe mit Gelassenheit zu, und den wahrhaft Frommen auch nicht, die werde schon ein Anderer behüten. Was auch habe die Kirche sich selbst unerträgliche Lasten aufzubürden, des Staates willen. Vielmehr solle sie den gewähren und was daraus komme geschehen lassen, Vertreibung der Lehrer, Verwirrung der Lehre, Wiedereinführung des Götzendienstes. So dürfte sie doch, des Guten sich bewußt, in Ruhe ihrer Errettung getrost sein. Calvin beschränkt sich mehr auf verweisende Vorstellungen. Je rücksichtvoller sein Schreiben ist, desto näher mußte es den zarten Melanchthon berühren und schwer wohl hat er den Vorwurf empfunden, daß er, vermöge seines Ansehns, mehr Klagen und Seufzer durch geringes Nachgeben erpresse, als hundert Andre durch offnen Abfall würden gekonnt haben. Allein diese Briefe, man kann zweifeln, ob sie zur rechten Zeit etwas ausgerichtet hätten, jetzt freilich kamen sie zu spät.

Fragen wir nun genauer, mit welchen Gründen Melanchthon vor sich selbst und gegen die Angriffe Andrer eine Auskunft vertheidigte, die so augenscheinlich von dem Wege, den bisher die lutherische Kirche verfolgt hatte, abwich, so haben wir vor Allem seine persönliche Stellung zu dieser Kirche,

welche großen Einfluß auf sein Verfahren geübt hat, zu berücksichtigen. Melanchthon war nicht der Begründer der neuen religiösen Schöpfung; er hatte an Luther in der Ueberzeugung sich angeschlossen, daß auf dessen Seite das Recht liege. Doch wahrte er sich immer trotz seiner großen Anschmiegsamkeit und Hingebung ein freies, selbstständiges Urtheil; und da wäre es, bei diesem seinem Verhältniß zur Reformation, nicht auffallend, wenn er hier und dort richtiger gesehen und ein besonneneres Maß eingehalten hätte, als dem kühnen Vorgänger im gewaltigen Drang seines Werkes möglich gewesen. Nun hielt Melanchthon wirklich, zum nicht geringen Anstoß Aller, welche blindlings folgten, an einigen Stellen vorsichtig sich zurück und mit auf diese muß bei der Beurtheilung seines interimistischen Verfahrens unser Augenmerk gerichtet sein.

Melanchthon hatte sich immer entschiedener von einer Ansicht abgewendet, nach der die Einwirkung Gottes auf den Menschen als auf einen gänzlich freiheit- und willenlosen vor sich ging. Das Verhältniß des Menschlichen und Göttlichen schien ihm ein andres, diese Lehre aber eine mehr heidnische als christliche zu sein; was daher von jener andern Anschauungsweise auch in dem Leipziger Interim sich findet, haben wir hieraus herzuleiten. Zu nahe thun ihm dagegen seine Feinde, wenn sie ihren Vorwurf der Abweichung auch auf den Mittelpunkt des Systems, die Lehre von der Rechtfertigung, ausdehnen. Zwar hat er — und wir wollen das nicht durchaus billigen — auf den Ausdruck alleiniger Glaube nicht bestanden, da er bemerkte, wie heftigen Streit derselbe erregte, aber dem Wesen und Inhalt der lutherischen Rechtfertigung wird man bei Vergleichung des Interims finden, daß er nichts vergeben, im Gegentheil ihn auf das nachdrücklichste hervorgehoben und gegen die Gerechtigkeit der eignen Werke behauptet hat.

Ferner konnte er recht in dem Hauptpunkte der Vergleichung weiter von dem früher Gültigen als wohl noch Einer der protestantischen Partei abgehn ohne dadurch seine Grundsätze zu verläugnen. Bei dem Interim kam es besonders darauf an, dem Kaiser einen augenfälligen, handgreiflichen Beweis davon zu geben, daß man seiner Absicht nicht entgegen sei. Um die feineren Lehrunterschiede war es weniger zu thun als um die äußere Form der Verfassung und des Gottesdienstes. Und hier eben war auch Melanchthon mit den Veränderungen evangelischerseits nicht ganz einverstanden. Er für seine Person fand an der Beobachtung frommer Gebräuche, an der festen, wohlgeordneten

Gliederung des katholischen Kirchenwesens ein großes Wohlgefallen und sah in dergleichen nicht die schwächste Stütze religiösen Sinns und guter Sitten. Auch läßt es sich wohl nicht läugnen, daß mit der neuen Gestaltung einzelnes verschlechtert und auch solches abgeschafft worden, das man späterhin als ein geeignetes Mittel zur Erhaltung der Kirchenzucht schätzen und zurückwünschen lernte. Bemerkte nun Melanchthon wie nicht Wenige trotzdem in diese äußerlichen Abweichungen das Wesen des neuen Glaubens zu setzen geneigt waren, so konnte ihn das um so minder für dieselben günstig stimmen; er im Gegentheil hätte gern alle nicht unumgänglichen Unterscheidungen innerhalb der christlichen Kirche vermieden und war mit Wärme dem Gedanken größerer Uebereinstimmung, wenigstens im Aeußern, um des christlichen Friedens willen zugethan. So meinte er, würde der Geist brüderlicher Liebe und Einigkeit, statt nun überall unterdrückt und beleidigt, am kräftigsten genährt und gepflegt werden.

Vorzüglich aber ein Uebelstand machte in der neuen Kirche sich bald drückend bemerkbar, der Mangel einer selbstständigen Verfassung. Aus der Gewalt der Bischöfe war man, ohne es zu wollen und nur dem Zwang der Umstände sich fügend, unter die Herrschaft der Fürsten gerathen, und da war Melanchthon nicht der einzige, welcher urtheilte, die Bischöfe hätten doch wenigstens in kirchlichem Sinn und Geiste die Kirche geleitet, während man jetzt gänz und gar nicht wisse, wie es ums geistliche Regiment bestellt sei. Wenn nun hiemit auch noch lange nicht die Sehnsucht nach dem alten römischen System gegeben war, so konnte man doch, falls dieses gewaltsamerweise wieder eingeführt werden sollte, sich leichter mit der Erwägung des jetzigen traurigen Zustandes trösten und aufs schlimmste sich bloß eine Knechtschaft mit der andern zu vertauschen scheinen.

Und dieser Stimmung zu Hülfe kam eine Ansicht, die bis dahin von den Fürsten zur Unterjochung der Kirche unter die Staatsgewalt, jetzt von der sächsischen Regierung umgekehrt benutzt wurde, um dieselbe aus dieser wieder in die bischöfliche Abhängigkeit zurückzuscheuchen, wir meinen die den damaligen Theologen nachgrade geläufig gewordne Ansicht von dem Recht der weltlichen Obrigkeit auch in Kirchensachen mitzureden. Luthers Meinung war anfangs zwar nur die gewesen, daß dieselbe öffentlichen Störungen, welche aus Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen entstünden, wehren sollte, aber die Fürsten, von denen die Einführung der Reformation in ihren Län-

dern abhing, lernten sich bald auch als die Herrn des Glaubens ihrer Unterthanen, bestenfalls als die einzigen rechtmäßigen Oberhäupter einer Kirche betrachten, die doch ihnen ihr ganzes Bestehn verdanke. Das war denn die Anschauungsweise, aus welcher unsrer Kirche die Schmach erwachsen ist, daß kurfürstliche oder herzogliche Gnaden in ausführlichen Symbolen anordneten, was künftig in ihren Landen zu glauben und nicht zu glauben sei. Leider hatten die Theologen, selbst von den Fürsten angestellt und ihnen gegenüber ohne rechtmäßig abgegränzte Befugnisse, diesen Anmaßungen nichts entgegenzusetzen, als höchstens persönlichen, durch keine selbstständige Kirchenverfassung verstärkten und gedeckten Widerspruch. Und wie mußte schon das Alleräußerste geboten werden, um auch den ihnen abzupressen! Wenn nicht etwa des Einzelnen geistliche Eitelkeit und priesterliche Tyrannei sich einmal beleidigt fand, so schwiegen sie lieber und nahmen es nicht allzugenau mit dem „Gott mehr gehorchen als Menschen" ihrer von Gott eingesetzten Obrigkeit gegenüber. Ihre Stellung war so halb, so rechtlos und unglücklich, daß im Ganzen wenig geschehen konnte und die wohl gewahrten Rechte des Staats mit den ungewissen Rechten, die allenfalls der Kirche zukämen, in eine Verwirrung gerathen mußten, bei der natürlich aller Nachtheil auf Seite der letzten fiel. Melanchthon nun war vollends der Mann nicht, über drückende Umgebungen sich erhebend, hier das Rechte herauszufinden und kräftig geltend zu machen. All seine Sorge ist vielmehr die, noch immer nicht Unterwürfigkeit genug gegen den Landesherrn, noch immer zu große Starrheit im Interesse der Kirche bewiesen zu haben. Ja keinen Widerstand, keine Auflehnung, nichts was dem Aufruhr von ferne ähnlich sieht! „Was die Obrigkeit beschließt, dem werde ich mich fügen. Auch wenn ich nicht Alles billigen könnte, werde ich doch nichts Widersetzliches thun, sondern stillschweigen oder nachgeben oder geduldig tragen, was immer kommen mag", das sind die Worte, die er bei jeder Gelegenheit zu wiederholen gar nicht müde wird.

Hiezu kam bei ihm denn noch eine gewisse Stimmung des Mißmuths und Unwillens, die sich wiederholt in seinen Briefen ausspricht und wenigstens dazu beitrug, seinem Widerstand die rechte Freudigkeit zu rauben. Es war sein lange gehegter Lieblingsgedanke, die zweifelhaften, bestrittnen Punkte des Systems möchten einmal einer gemeinsamen Durchsicht und Durchsprechung unterzogen werden, die abweichenden Meinungen auf einer allgemeinen Versammlung friedlich einander begegnen und in ruhiger Erörterung sich zu

einigen suchen. Daß man, statt ihn zu verwirklichen, in lieblosen Zänkereien sich zersplitterte, war sein bitterster Kummer und als eine göttliche Strafe, die man zu tragen habe, so hart sie wäre, betrachtete er es nun, wenn das Pabstthum in seinem Interesse eine gewaltsame Einigung da hervorbrächte, wo eine freiwillige im eignen so hartnäckig versäumt worden sei.

Dies waren die in dem damaligen Zustande der lutherisch evangelischen Kirche und in Melanchthon selbst gelegenen Gründe, die bei ihm einer Vergleichung mit dem Katholicismus das Wort redeten. Doch empfingen dieselben ihre Bedeutung erst von der Annehmbarkeit, welche die Sache ohnehin für ihn hatte. Und was ihr denn diese Annehmbarkeit verlieh, war, wie wir mehrfach erwähnten, die hülflose Lage der Kirche, die Noth und der Zwang des Augenblicks. Hätte man so viel nicht eingeräumt, dann meinte er würde die Kirche unfehlbar mit Verwüstung überzogen worden sein. Hierin nun urtheilte er wohl zu befangen und furchtsam. Ihm selbst lagen die politischen Verwicklungen nicht offen vor; die Räthe des Kurfürsten sorgten dafür, ihm die Abhängigkeit des Landes vom Reichsoberhaupt so unmittelbar und gefährlich als möglich darzustellen. In der That aber war Sachsens Lage so gar ängstlich nicht, und wir halten uns zu der Behauptung berechtigt, daß ein förmlicher Kriegszustand auch dann noch nicht eingetreten sein würde, wenn die Kirche mit Vorsicht, aber Nachdruck, das Interim von sich gewiesen hätte. Doch sei dies dahingestellt; jedenfalls läßt es die sittliche Beurtheilung der in Wirklichkeit getroffnen Auskunft unberührt. Ist, was man für deren Berechtigung vorgebracht hat, stichhaltig, so bleibt es das, und sollte die Gefahr noch geringer gewesen sein als sie war, wo nicht, so würde auch die dringendste mit nichten zur Entschuldigung gereichen.

Unter allen Vertheidigungsmitteln ist hier nun immer das vornehmste dieses gewesen, daß die zugelassnen Dinge Mitteldinge, Dinge von keinem sittlichen Werth und Belang, sondern solche seien, die freilich am besten unterlassen blieben, im Nothfall aber und wenn es höhere Rücksichten gälte, auch beobachtet werden könnten. Daß es, so genommen, dergleichen giebt, es z. B. wirklich unbedenklich wäre, wenn man um des Friedens eines Landes willen ein paar Kerzen auf einen Altar stellte, auf dem sonst keine gebrannt, wollen wir nicht in Abrede sein; daß aber die ganze äußere Form des Gottesdienstes, und mehr, Gesänge, Bekenntnisse, Weihen, noch des Dogmatischen, was hiemit zusammenhängt, zu geschweigen, unter diese Gleichgül-

tigkeiten gehöre, heißt doch dem Recht, Mitteldinge in Anspruch zu nehmen, eine etwas weite Ausdehnung geben. Nicht einmal Melanchthons gelehrte Unterscheidung der Sache von dem sonst ihr anklebenden Sinn läßt sich hier durchführen. Mochte immerhin der Theologe bei manchen Gebräuchen, die bei den Katholiken der Ausdruck dieses oder jenes Aberglaubens waren, sich sagen, daß er nur ohne diesen Aberglauben, als völlig leere Formen, sie annähme, bei allen Stücken war doch dieser Vorbehalt nicht ausführbar, so z. B. nicht, wenn ein Priester eingesetzt und dabei die üblichen Worte gesprochen, wenn ein Sterbender geölt und dabei das entsprechende Gebet über ihn gehalten wurde. Hier mußte die Trennung, wenn sie nicht offenbar zur Lüge werden sollte, aufgegeben werden. Hier hatte man die Form nicht ohne den Inhalt, den Gebrauch und den Aberglauben zugleich, und den mit unter die Adiaphora zu rechnen, war ja keineswegs die Meinung.

Das schlimmste aber ist, daß diese ganze Trennung von Sinn und Zeichen, wo überhaupt anwendbar, es nur für den Gelehrten war, nicht für das Volk; so daß Melanchthon, indem er auf sie sich verläßt, damit seine Unfähigkeit, auf das Volk und seinen Standpunkt einzugehen, also auch seine Unfähigkeit, die religiösen Angelegenheiten des Volkes zu leiten, an den Tag legt. Zwar ist es sonst dieses Mannes Fehler nicht, über den Scharfsinnigkeiten der Schule das einfache Bedürfniß des Lebens außer Augen zu lassen; vielfach klagt er über die Sucht, mit Hintansetzung und mühsamer Umgehung der naheliegenden Wahrheit, seltsame verschrobene Meinungen aufzustellen, in denen die eigne Eitelkeit sich breit mache, während doch das kirchliche Dogma so viel als möglich auf das Verständniß auch der Laien einzurichten sei; aber bei dem sächsischen Interim, muß man sagen, hat er selbst diese Rücksicht gänzlich vernachläßigt. Was half es dem Volk, wenn die Gelehrten mit vieler Genauigkeit zwischen dem äußerlichen Gottesdienst und der eigentlichen Lehre und bei jenem wieder die rein gleichgültige Form von dem bedenklichern Sinn unterschieden und vermöge dieser Unterscheidung fast den ganzen katholischen Cultus sich annehmbar gemacht hatten? Ihm gab es schon einmal ein so getrenntes Aeußerliches und Innerliches nicht; die ganze Gottesverehrung, in Predigt, Gebet, Liedern und religiösen Handlungen war ihm, als solche, gleich wichtig und gleich heilig; in den Gebräuchen und Handlungen so viel weniger zu finden als in dogmatischen Sätzen, konnte man dem gemeinen Mann, ohne seinen Glauben zu verwirren, nicht zumuthen. Melanchthon thut das durch-

gehends. Er hält vieles der alten, nun wieder neu gewordnen Anordnungen kaum der Mühe des Streites werth. Sogar das Fasten nennt er eine Kinderei. Das ist aber nicht die Ansicht von diesen Dingen, welche dem Volke geläufig und auch nicht die, welche ihm zu wünschen ist. Freilich fällt dem Mitbegründer des Protestantismus dies manchmal schwer aufs Gewissen und er kann sich nicht verbergen, wie tief die Gottesverehrung frommer Gemüther erschüttert werden müsse und wie langsam Verletzungen dieser Art, auch leichtere, zu heilen pflegten, aber dann tröstet zuletzt er doch immer sich damit, daß doch eigentlich und im Grunde das Verhältniß ein andres und den Unkundigen Anstoß zu geben überall nicht zu vermeiden sei. In der Lehre zu weichen, hieße die Wahrheit, in Aeußerlichkeiten, nur das Gewissen Solcher verletzen, deren Urtheil nicht das entscheidende sein dürfe. Das ist aber eine Sprache, wie sie wohl ein Gelehrter führen, nicht aber das Volk sie hören und verstehen mag. Sein Gottesdienst ist seine Religion, den ändern und verderben heißt seine Religion verderben und Herzog Albrecht von Preußen hat so Unrecht nicht, wenn er in einem Briefe meint, es ließe sich an als solle Luthers Weißsagung in Erfüllung gehen, daß in diesen letzten Zeiten gerade die Allergelehrtesten die größte Verhinderung des göttlichen Wortes sein würden.

Nicht allein sann man den Leuten an, den katholischen Ceremonienpomp in evangelischen Kirchen geübt zu sehen, sondern ihn obendrein so zu sehen als sähen sie ihn nicht, das heißt, den Sinn und die Bedeutung, ohne welche derselbe doch nie bestanden hatte von dem zu trennen, was ohne diesen Sinn doch reine Gaukelei und Posse an gottgeweihter Stätte war. Melanchthon meinte, tüchtige Prediger würden schon dafür zu sorgen wissen, daß an die Heiligenbilder keine Heiligenverehrung, an den priesterlichen Ornat keine falsche Unterscheidung zwischen Priestern und Laien, an Salz, Oel, Weihwasser keine abergläubischen Meinungen von den Wirkungen des Oels und Weihwassers sich anschlössen. Eine etwas übertriebene Schätzung dessen, was ein Prediger bei den Laien durchzusetzen im Stande ist. Während ihre Augen sehen, daß man Salz und Oel zu diesem oder jenem Behuf feierlich anwendet, sollen ihre Herzen glauben, daß Oel und Salz dabei von keinem Belang sei. Wenn ihnen das erst beigebracht und nichts destoweniger bei dem Brauch verblieben wurde, dann erst stand es schlimm um die Kirche; dann lag der Uebergang vom Oel der Priesterweihe zum Wein des Abend-

mahls und von da der Schluß auf die gesammte Gottesverehrung nur allzunahe. Im Gegentheil, den Mißbrauch der Salbungen einmal angenommen, war es immerhin besser, sie nahmen den Aberglauben mit in den Kauf und ließen die Salbungen ohne den Aberglauben ihren im Unterscheiden geübtern Lehrern.

Und doch wollte Melanchthon das Murren nicht verstehn, das in Folge eines solchen Ansinnens laut wurde. Ihm kam es kleinlich vor, während die Ruhe, wo nicht das Bestehen der Kirche auf dem Spiele stand, viel Aufhebens zu machen von einem weißen Chorrock. Gott habe man zu danken, daß die Lehre gerettet sei und schreie nun über die kleinen Opfer, die es gekostet. Nur freilich, das Volk und die mit dem Volk es hielten, konnten nicht finden, daß das Opfer viel kleiner sei als der Preis. Gotteslästerung wäre es, hatten die Wittenberger in einem amtlichen Bericht ausgesprochen, wenn der Protstantismus durch Zwang sich zu dem Geständniß bringen ließe, er habe bisher unrecht gelehrt; für den gemeinen Mann, der weniger in der Dogmatik als in der Kirche nachsah, wie es um den reinen Glauben bestellt sei, war diese Lästerung in der Verderbniß des Kultus, in der Wiederheiligung verabscheuter Mißbräuche nun dennoch erfüllt und mit Schaam und Unwillen mußte er die Zeit, in welcher man das römische Unwesen, die Prediger an der Spitze, jubelnd aus den Gotteshäusern vertrieben hatte, mit dem jetzigen Augenblick vergleichen, wo man unter Anleitung derselben Prediger in aller Stille es wieder zurückführte; wo die verjagte Schaar der Heiligen triumphirend wieder ihren Einzug hielt, Prunk, Weihrauch, Schellengeklingel und Kerzenglanz die Tempel wieder füllte, fremdes Gemurmel in den reinen Laut der Muttersprache sich mischte, die guten deutschen Lieder mit Meßgesängen in pfäffischem Latein um den Raum sich vertragen mußten. Ein ärgerer Schimpf konnte den protestantischen Herzen nicht geboten werden. Allein, meinte Melanchthon, Manches ist wirklich mit Unrecht abgeschafft worden. Aber dann sprach wenigstens der Augenblick nicht sehr für die Freiwilligkeit einer Einsicht, auf die der Kaiser draußen mit gezognem Schwerte drang. Ja Manches sogar, vertheidigte er sich weiter, ist überhaupt nicht, oder doch nicht allgemein abgeschafft worden. Doch auch da ist ein großer Unterschied, ob man einen alten Mißbrauch noch bestehen läßt und eben duldet, oder ihn förmlich wieder einsetzt und von neuem heiligt, zumal wenn man letzteres doch nimmer aus freien Stücken würde gethan haben. Aber die christliche Liebe,

wendet er dann wohl ein, die sich gern auch in Schwieriges fügt, die christliche Eintracht, die Hartes geduldig trägt, sind denn diese hier gar nichts zu achten? Wenn man im Herzen nur den rechten Sinn damit verbindet, so ist die Uebernahme des Gefoderten ja keine Beeinträchtigung der Freiheit, sondern eine Bethätigung und im Gegentheil, starr bestehn auf seiner Freiheit im Essen und Trinken und Kleidung, das ist Knechtschaft, ungebundnere wohl, aber darum nicht minder Knechtschaft. Auch darauf war die Antwort leicht. Erstlich frug es sich, ob das Gefoderte der Art sei, daß die Liebe es auf sich zu nehmen auch nur das Recht habe, dann aber fand man, daß überall von Liebe nicht die Rede sein könne, wo nicht Rücksicht ermahne, sondern Zwang gebiete.

Hält nun von diesen Gründen keiner Stich, so wurde hier und da noch ein andrer laut, den nur große Arglosigkeit als Vertheidigung anführen konnte und auf den sich kaum etwas erwidern läßt. Denn was ist mit Aeußerungen wie die, daß der Unbill der Zeiten immer etwas zu opfern sei, daß die Kirche seit je in Knechtschaft gewesen, bald etwas mehr bald etwas weniger und da denn jetzt zu dieser Interimszeit etwas mehr, was ist mit denen bewiesen, als die vollkommne Abwesenheit wirklicher Gründe? Diese Sprache haben aber in der That die versammelten Theologen, die Vertreter und Häupter der Landeskirche, die ersten Männer des evangelischen Glaubens, angesichts des siegreichen Katholicismus, im Namen der ihnen anvertrauten Gemeinden geführt und damit selber den innersten Grund ihres Verfahrens zugestanden und aufgedeckt. So rath- und besinnungslos war in jenen Tagen die Kirche, daß sie bei der Erinnerung ihrer jeherigen Unterdrücktheit nichts anders sich zu holen wußte, als den feigen Entschluß zu neuer tieferer Erniedrigung.

Und wie der völlige Ausdruck der Verzweiflung an dem eignen Beginnen klingt es endlich, wenn zu guter Letzt hingeworfen wird, wer abweichend dächte und gesonnen wäre, sei durch ihre, der Wittenberger, Verpflichtung ja nicht mitgebunden; mit sich und seinem Gewissen habe jeder es auszumachen, wie er unter solchen Umständen es halten wolle. War dies die Meinung, wozu die öffentlichen Verhandlungen und handelte man einmal öffentlich, wie konnte man dann so noch reden? Wie sich einbilden, daß vereinzelte, oft nicht einmal mit den streitigen Punkten hinlänglich vertraute Prediger, der Obrigkeit, den ersten amtlich versammelten Theologen des Landes, allverehrten Lehrern, Männern wie Melanchthon, da sich widersetzen würden, wo diese

Männer der Obrigkeit allein sich zu widersetzen nicht räthlich gefunden hatten? Nein, entweder eine Entscheidung, die man im Nothfall auch auf die Seelengefahr Anderer zu vertreten sich getrauen konnte, oder gar keine mußte man treffen, und die Sache den Einzelnen damals überlassen, als man sie noch nicht in voller Versammlung verdorben hatte.

Bei so beschaffnem Benehmen der Führer muß es denn natürlich und nothwendig erscheinen, daß sich von Anfang eine Auflehnung gegen ihre Leitung bildete und fällt das Urtheil Plancks, der dies nur unter der Voraussetzung der niedrigsten Triebfedern Seitens jener Partei begreiflich findet, von selbst zurück. Die Aufregung jener Zeiten war ungeheuer. Die Veröffentlichung des Augsburger und später des Leipziger Interims wurde mit zahllosen Spottliedern begleitet; über vierzig Schriften gingen gegen das erstere aus gleich nach seiner Bekanntmachung. Magdeburg, als die einzige Stadt, in welcher die Presse nicht unter kaiserlicher Aufsicht stand, erhielt den Namen der Kanzlei Gottes; dort wurden auch die so genannten Interimsthaler geschlagen. Wie Märtyrer zogen die vertriebnen Prediger durchs Land; namentlich aber war der gefangene Johann Friedrich der Held des bedrängten Glaubens. Jene schöne Antwort, mit der er das Interim abgelehnt hatte, war, wie man erzählte, von Donner und Blitz bei heiterm Wetter begleitet gewesen; in den Wolken des Himmels erschien sein Bild, das Volk zu gleicher Treue begeisternd. Dem Abfall folgte die Reue oft auf dem Fuße nach. Ein Prediger am Rhein nahm bald nach der Unterwerfung sich selbst das Leben. Und auch die Nachgiebigkeit der Wittenberger muß man sich nicht denken, als wäre sie diesen leicht angekommen. Bugenhagen schreibt an Herzog Albrecht, drei Tage lang habe er gestritten gegen die lästerlichen Pfaffenunctionen, Consecrationen, Benedictionen und habe am dritten Tage seinen grauen Kopf dahingeboten, ehe denn er sie wollte sich aufdringen lassen. Und Kreuziger, der während der Unterhandlungen starb, hatte noch in seinen Todesphantasien mit dem Ausburger Buch zu kämpfen, widerstand aber der Versuchung und hieß den Teufel sich von dannen heben.

Vor Allen aber muß man Melanchthon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er jeden Schritt breit, den er wich, sich selber abrang und als ein Opfer dem gemeinen Besten darbrachte. Seine Lage war bedauernswerth; jede Stimme, die gegen die kaiserliche Zumuthung sich erhob, war

seinem Herzen eine Wohlthat, seinen nothgedrungnen Wünschen ein Anlaß zu Bekümmerniß. Lange Nächte verbrachte er unter Gebet und Thränen schlaflos, das Für und Wider gegen einander wägend. Unzählige Bedenken, Entwürfe, Erörterungen schrieb er zu seiner eignen Verständigung und Beruhigung nieder und gar nicht müde wurde er, die verhaßte Angelegenheit von immer neuen Seiten zu betrachten. Mit treuer Sorge und redlich bekümmertem Gemüth hat er in der traurigen Frage jedes, auch das Kleinste bewegt und gewendet; seine Entscheidung war die Frucht schwerer Kämpfe und langer Prüfung, nicht der Uebereilung und Gefahr des Augenblicks. Auf ihm mehr als auf irgend einem lastete der ganze Kummer jener Tage und es finden sich Stellen in seinen Briefen, wo er vor Thränen nicht weiter kann. „Könnten sie, die jetzt ohne Rücksicht und Schonung über Magister Philippus herfallen, schreibt einer seiner Freunde, ihn selber sehen, wie er der Sorge und Arbeit schier unterliegt, Bedauern und Mitleid statt Haß würde er ihnen erwecken." So geräth man bei der Beurtheilung seiner Handlungsweise in die peinliche Lage, den Grundsatz durchaus mißbilligen und doch eines sittlichen Vorwurfs gegen den Menschen sich fast schämen zu müssen. Wenn je eine verwerfliche Sache mit reinem Gewissen, mit schönem Willen und edler Gesinnung durchgeführt und vertheidigt worden, so ist es diese Interimssache von Melanchthon. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob und in wie fern auf der Seite seiner Gegner ein umgekehrtes Verhältniß stattfindet. Die Sache kann das nicht ändern. Unerbittlich geht die Geschichte, der es um das allgültig und ewig Rechte zu thun ist, über jeden Widerstand einzelnen Wollens und Meinens, jede Eigenmächtigkeit menschlicher Schwäche wie menschlichen Uebermuths dahin, und daß Melanchthon einen Weg eingeschlagen, auf dem der Protestantismus Gefahr lief, zu einer geduldeten Sekte der allgemeinen, römisch katholischen Kirche zurückzusinken, hat sich in den Tagen seines Alters bitter an ihm gerächt und er hat schwer eine Schuld gebüßt, die man kaum seine Schuld nennen mag. Wohl wird, wenn man am Ende seiner Laufbahn den vielgeplagten Mann betrachtet, wie er, zur Stille und zum Frieden geboren, keine Stunde seines Lebens den ersehnten Frieden geschmeckt hat, wie er in Zusammenkünften und Zänkereien gelebt zu haben beklagt und in Zänkereien und Zusammenkünften noch sterben zu müssen befürchtet und wie er wenig Stunden vor seinem

Tode unter den Gründen, die ihn diese Zeitlichkeit verschmerzen, das Jenseits aber herzlich wünschen lehrten, auch den anführt, daß er dort frei sein werde von der Wuth der Theologen, wird man sich des innigsten Antheils und des Gedankens nicht erwehren können, daß er, zu fein und edel für seine rauhen Zeitgenossen, zu schwer das abgetragen hat, was angestammte Schwäche seiner Natur ihn gegen Willen versehen ließ.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.



